Dem Elbwasser bedrohlich nahe – Ausgrabungen an der Klosterstraße

Gösta Ditmar-Trauth

Über den Verlauf und die Gestalt der Uferlinie unterhalb des Domhügels bis zum Bereich unter dem Kloster Unser Lieben Frauen ist für das Früh- bis Hochmittelalter bisher wenig bekannt. Auch die Frage nach der Nutzung und Beeinflussung des Ufergeländes durch den Menschen ist bisher noch weitgehend offen. Eine Ausgrabung in diesem genannten Bereich war deshalb ein dringliches Anliegen.

Anlässlich der Neubebauung der ehemaligen Hausgrundstücke im Winkel von Großer Klosterstraße und Fürstenwallstraße konnte hier im Jahr 2000 eine fünfmonatige Ausgrabung stattfinden (Abb. 1). Dieses Gelände ist altbekannt als Besitz des Klosters Unser Lieben Frauen. Auf historischen Ansichten bis ca. 1700 ist diese Fläche als unbebautes Hof- und Gartenareal zu identifizieren (Abb. 2). Eine derartige Nutzung ist seit dem Bestehen des Klosters 1017 denkbar.

Auf der Grabung war es möglich, die gesamte historische Schichtenfolge bis hinab zu den anstehenden Bodenschichten zu erfassen. Als Ergebnis kann eine Abfolge verschiedener historischer Ufersituationen der alten Elbe nachgewiesen werden, welche der hof- oder gartenwirtschaftlichen Nutzung des Geländes vorausgegangen sind. Von großer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Erkenntnis, dass das alte Elbufer im untersuchten Bereich sicher bereits seit dem 11. Jh. durch wiederholte Aufschüttungen beträchtlich verändert worden ist. In den Grabungsbefunden war klar erkennbar, dass ein deutliches Streben, sowohl nach Geländegewinn als auch nach Absicherung gegen Hochwasser und Überschwemmungen bestand. Es konnte ein Widerstreit zwischen wiederholten menschlich veranlassten Aufhöhungen der Uferzo-

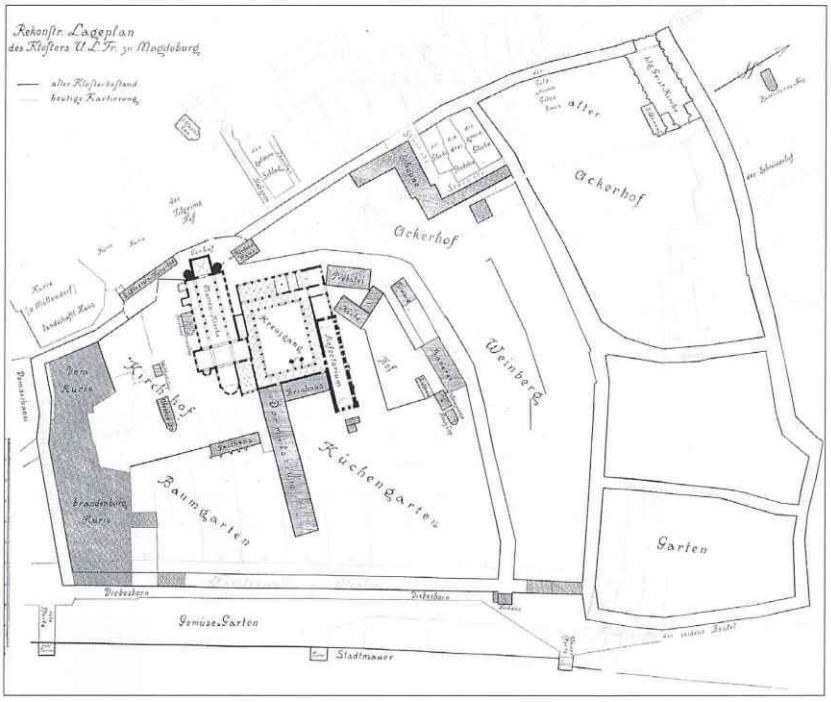


Abb. 2 Rekonstruktion des Klostergeländes nach Modde 1911

Abb. 1 Luftbild der Grabung Große Klosterstraße.

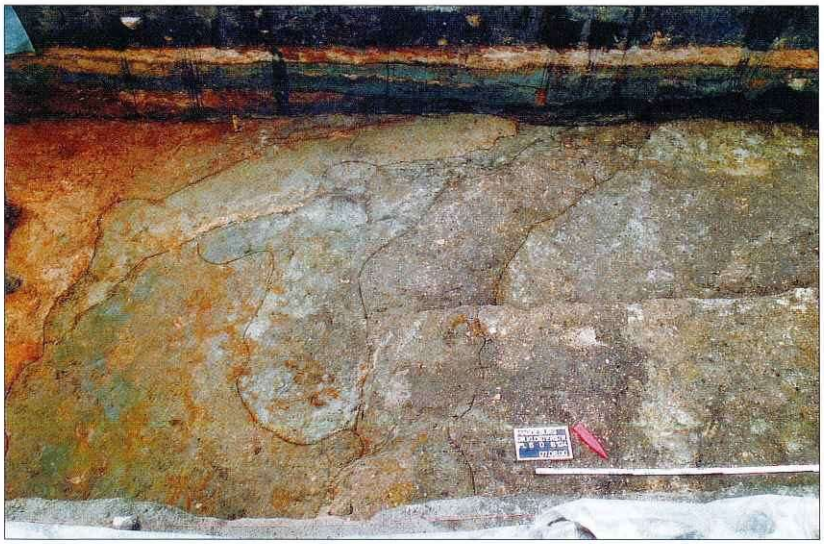


Abb. 3 Aufhöhungsschichten und Überschwemmungsschichten der früh- bis hochmittelalterlichen Uferzone.

ne und immer wiederkehrenden Überschwemmungen durch die Elbe dokumentiert werden (Abb. 3).

Ab einer Arbeitstiefe von ca. 3m (bei 44,00 müHN) bereitete Schichtwasser der Ausgrabung große Schwierigkeiten. Insgesamt konnten jedoch 4 Höhenmeter ab Grabungsbeginn überwiegend per Handarbeit bewältigt werden. Auf dem heutigen Niveau der Elbsohle, bei ca. 42,00 müHN, wurde der anstehende Grünsand erreicht. Dieser war von den menschlichen Aktivitäten nicht berührt worden. Das wiederholte Auftreten von kiesigem Flusssand unter Kultur- oder Aufhöhungsschichten erwies sich als Einschwemmschichten. Auf diese Weise offenbarten sich die wiederkehrenden Überflutungen der Uferzone. Erstaunlich erschien dabei die Mächtigkeit solcher „Flutschichten", welche durch die zu Rate gezogenen Kollegen vom Landesamt für Geologie, als Folgen sehr heftig vonstatten gegangener Überschwemmungen bestimmt wurden. Erstaunlich war zudem die Beobachtung, dass bereits die Oberfläche der anstehenden Grünsandschicht in irgendeiner Weise beeinflusst, wenn nicht verändert worden ist: es war eine gewisse „Verschmutzung", d.h. Verdunklung dieser Schichtoberfläche festzustellen. Von der Oberfläche des Grünsandes stammen die tiefstgelegenen Funde der Grabung, Knochenabfälle und Keramikreste, die hier entsorgt worden sind.

Für das Frühmittelalter bis zum angehenden Hochmittelalter können wir deshalb von einem flachen und breit ausufernden Flusslauf ausgehen, dessen wechselhaftes Gestade vom Menschen aufgesucht und wohl auch genutzt wurde. Eine klare Abgrenzung gegen den Uferbereich stellt ein im Hang verlaufender Graben des 10. Jahrhunderts dar. Die Sohle des Grabens lag fast 2,5m über dem Niveau der ersten Ufer-Nutzungsschicht. Der Verlauf, des in einem 1m breiten Profilschnitt erfassten Grabens, kann grob mit Nord-Süd unter Tendenz zu Südwest-Nordost angegeben werden. Die mittlere Distanz zu den dokumentierten Uferlinien beträgt ca. 20m. Aus der Verfüllung des Grabens stammen überwiegend Keramikfragmente aus lokaler Magdeburger Ware mit Datierungsschwerpunkt 10. Jh. bis um 1000. Eine etwas jüngere Keramikart kommt mit der endgültigen Aufgabe des Grabens hinzu. Die ersten Aufhöhungsarbeiten in der Uferzone fanden bereits während der Nutzungszeit des Grabens statt. Das Ende fällt mit massiven Aufschüttungen zusammen. Der Hang und das Ufer waren am Ende zusammengewachsen. Denkbar wäre nun die Einbeziehung der Fläche in das Gartengrundstück des 1017 entstehenden Klosters Unser Lieben Frauen. Die Grabungsergebnisse weisen jedoch in eine andere Richtung. Nachgewiesen wurde die Existenz eines Gerberbetriebes, welcher mit dem benachbarten Kleingewerbe der alten Weißgerberstraße und den Fleischerbetrieben des Knochenhauerufers eine zusammengehörige Wirtschaftszone entlang des Elbufers gebildet haben dürfte. Der fragliche Klostergrund wird wohl durch den genannten Graben dagegen abgegrenzt gewesen sein.

Abb. 4 Der untere Gerberbottich.

Der Gerberbetrieb unterhalb des Grabenverlaufs ist durch eine hölzerne Bottichanlage mit eigentümlichen Nutzungshorizonten sowie gehäuft auftretende Lederfunde belegt. Bei der Bottichanlage handelt es sich um eine zweiphasige Konstruktion: Zuerst wurde um 1100/Anfang des 12. Jh. in die unterste erfasste Aufschüttungsschicht der Uferzone ein zylindrischer Bottich aus 20 Brettdauben bis zur Hälfte eingetieft (Abb. 4). Das Fass maß 80 cm Gesamthöhe und 75 cm im Durchmesser, wobei der zugehörige Laufhorizont durch eine umliegende Reisigmatte klar zu bestimmen war. Nach einer neuerlichen Aufhöhung des Geländes bis knapp 10 cm unter den Bottichrand wurde eine weitere Reisigmatte ausgelegt, die vielleicht nur als Arbeitsboden für die Aufstellung des zweiten Bottichs diente. Bei diesem handelte es sich um ein zweitverwendetes Fass frühmittelalterlicher Formtradition, welches zur Verschiffung von Handelsgut (z.B. Getreide) verwendet wurde (Abb. 5). Es datiert ebenfalls in das frühe 12. Jh. und bestand aus 40 Dauben, welche einen maximalen Durchmesser von 80 cm ergaben und die von mehreren Spaltrutenreifen zusammengehalten wurden. Für seine Zweitverwendung verkürzte man es von ursprünglich ca. 1,9 m auf 1,5 m Länge. Dieses Fass wurde in den ersten Bottich hineingestellt und reichte knapp 35 cm hinein. Der erste Bottich wies zu diesem Zeitpunkt bereits eine Beschädigung in Form einer seitlichen Ausbuchtung auf. Diese wurde mit Brettern, die unter einen der Rutenreife geklemmte wurden, gegen ein Abkippen abgestützt. Der Fugenbereich zwischen beiden Bottichen wurde durch ein faseriges Material abgedichtet und zusätzlich durch einen aufliegenden Bruchsteinkranz verdichtet. Eine erneute Erdaufschüttung reichte nun bis über die Mitte des Fasses und bildete die nächste Nutzungsoberfläche. Sie ist durch eine Pflasterung aus Bruchsteinen und zahllosen Tierknochen befestigt worden. Die erste fassbare Uferlinie liegt nur 6-7 m entfernt. Doch eine Überschwemmung veränderte die Uferlinie und eine neue bildete sich heraus. Mittels eines Rostes aus parallel verlegten Ruten und einer erneuten Aufschüttung, gewann man der Elbe das Gelände wieder ab. Die Bottichanlage blieb während des 12. Jahrhunderts bei sich ständig veränderndem Ufer in Betrieb. Um die nordwestliche Seite der Konstruktion wurde ein Zaun oder eine Abstützung aus Rutenflechtwerk angelegt, an welche sich der Bottich lehnte. Möglicherweise steht eine weiter nördlich verlaufende Spaltbohlensetzung mit Flechtwerkkonstruktion damit in Zusammenhang, diese grenzte die bedrohte Uferzone ab (Abb. 6 und 7). Spätestens jetzt wurde in das Fass ein rundes Loch gebohrt, das als Überlauf diente

Abb. 5 Die geborgenen Pfahlspitzen einer Geländebefestigung.

Abb. 7 Eine besonders gut erhaltene Pfahlspitze mit deutlich sichtbaren Beilspuren. Andere Pfähle waren fast völlig vertorft.

Abb. 6 Der obere (Fass-)Bottich mit hölzerner Ableitung und erkennbarer Arbeitszone.

und dem eine hölzerne Ableitung in Richtung Elbe angeschlossen war (siehe Abb.5). Ein passender Stopfen steckte noch in der Öffnung. Die rechteckige Fassöffnung lag nun im Erdreich und ist durch ein passendes Brett zugesetzt worden. Eine Deutung der Anlage als Spülbottich, wie er im Gerbverfahren benötigt wurde, bietet sich an. Die Lage am Fließwasser bzw. drückendes Schichtwasser ist für Gerbereien typisch. Die Konstruktion überdauerte möglicherweise noch eine weitere Aufhöhung, wobei die hölzerne Ableitung verschüttet wurde.

Eine massive Geländeaufhöhung um 1200 oder im 13. Jh. veränderte die Uferzone völlig. Die Bottichanlage und die Pfahlbefestigung verschwanden unter meterdicken Aufschüttungen. 10 m weiter östlich wurde nun eine Mauer mit Außenstreben errichtet. Dadurch konnte die Uferlinie um mehr als 12 m nach Osten vorgeschoben werden. Wohl während die Mauer errichtet wurde, mussten die Arbeiten wegen neuerlicher Überschwemmungen unterbrochen werden. Eine vielleicht nur vorübergehend genutzte, leichte Pfostenkonstruktion von mindestens 6 x 9 m Größe und Abfallgruben wurden auf dem neu geschaffenen Gelände angelegt und sind am ehesten mit dem Mauerbau in Verbindung zu bringen. Denn auch darüber erfolgte eine weitere Aufhöhung auf der wiederum ein Schmiedeofen angelegt worden ist (13.-15. Jh.). Eindeutige Hinweise auf eine Nutzung des Geländes als Garten oder als landwirtschaftliche Nutzfläche durch das Kloster konnten nicht gefunden werden.

Literatur:

Modde, M., Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg. Magdeburg 1911.

Bildquellennachweis:

Abb. 1, 3-7: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Abb. 2: nach Modde 1911, Stadtarchiv

Zwischen Bronzezeit und Dreißigjährigem Krieg. Funde und Befunde vom Grundstück Breiter Weg 214

Christian Gildhoff

Der erste Eindruck verhieß nichts Gutes: Nach dem Abschieben der Deckschichten erwies sich der Hinterhof im Eckgrundstück zwischen Breitem Weg und westlicher Danzstrasse als sehr viel stärker durch moderne, später verfüllte Keller gestört, als dies anhand der verfügbaren Planunterlagen anzunehmen gewesen war. Zudem hatte man die bestehenden Gebäude bei ihrer Errichtung in sehr großräumig angelegte Baugruben gestellt. Ungeachtet dieser massiven Bodeneingriffe lieferten die verbliebenen Restflächen doch einige Erkenntnisse zur Siedlungsentwicklung in dem bislang noch wenig untersuchten Altstadtgebiet westlich des Breiten Weges.

Dies lag nicht zuletzt daran, dass sich entgegen allen gängigen Erwartungen auch unter den modernen Kellersohlen noch archäologische Befunde erhalten hatte. Vermutlich zum Zwecke des Sandabbaus hatte man in der Mitte oder der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine gewaltige Grube von sicherlich 7 m Durchmesser ausgeschachtet, die unter den Löß bis in eine Tiefe von ursprünglich 3,5 - 4 m hinabgereicht haben muss. Allzu lange kann diese Grube nicht offen gestanden haben, denn die Sandschichten unter dem Löß geraten rasch ins Rutschen, wie man schon bei der Ausgrabung erfahren musste. Nach und nach waren so die Grubenränder abgebrochen und hatten auf diese Weise zumindest den unteren Grubenbereich verfüllt (Abb. 1). Daher lieferte das Fundspektrum ein ausgesprochen aufschlussreiches Bild der älteren Siedlungsbefunde im Umfeld der damaligen mittelalterlichen Grube. So konnten nicht nur Spuren einer jungbronzezeitlichen Besiedlung (ca. 1100-700 vor Chr. Geb.) nachgewiesen werden - möglicherweise westliche Ausläufer der Siedlung(en) auf dem Domhügel -, Leichenbrandreste zeigten überdies einen Bestattungsplatz dieser Zeit im Bereich Breiter Weg/Danzstrasse an. Verlagerte jungbronzeitliche Keramik, zumeist Fragmente von Vorratsgefäßen mit grober Schlickrauung, kam auch aus fast allen übrigen, zum Teil deutlich jüngeren Befunden zum Vorschein. Zwar handelte es sich alles in allem um ein eher kleineres Fundensemble, das jedoch ange-

Abb. 1 Grube des mittleren 13. Jahrhunderts unter einem modernen Keller. Das Profil zeigt deutlich die verschiedenen Einfüllschichten aus mindestens zwei Richtungen.

sichts des Umstandes, dass sich im Innenhofgelände aufgrund der Zerstörungen nur äußerst spärliche Reste der alten Schwarzerdedecke erhalten hatten, und wir keine einzige Grubenverfüllung vollständig erfassen konnten, umso höher zu veranschlagen ist und eine gewisse Dichte der einstigen jungbronzezeitlichen Besiedlung zumindest erahnen lässt.

Deutlich spärlicher vertreten, darunter mit nur einem signifikanten Randstück, war die mittelslawische Keramik in Gestalt der regionaltypischen Ützer Gruppe des 8.-10. Jahrhunderts. Aber auch diese wenigen Scherben möchte man eher dem 10. als dem 8. Jahrhundert zuordnen, wenn man die Zeitstellung der sonstigen mittelalterliche Keramik berücksichtigt, die sehr zögerlich mit dem 10./11. Jahrhundert einsetzt. Neben Fragmenten von Kugeltöpfen handelt es sich hier vor allem um die charakteristische wellenbandverzierte Standbodenkeramik des Magdeburger Raumes. Am ehesten in das 11. Jahrhundert gehören die Reste einer lotrecht in den anstehenden Löß geschachteten- Kalkbrenngrube (Abb. 2). Von ihr hatten sich lediglich ein 3,3 m langer Abschnitt der Westwand sowie die Südwestecke erhalten, alles übrige war der modernen Unterkellerung zum Opfer gefallen; auch die ursprüngliche Tiefe ließ sich nicht ermitteln. Soweit sich dies aus den erhaltenen Spuren schließen lässt, handelte es sich um eine Einkammer-Anlage, in die man den Kalkstein zusammen mit dem Brennmaterial aufschichtete. Hinsichtlich der Konstruktion gut vergleichbar sind die Kalkbrenngruben, die Ernst Nickel in den 50er Jahren im Johanniskirchfriedhof ausgegraben hatte.

Angesichts der Nähe des Fundortes liegt es nahe, sowohl den Kalkbrennofen des 11. Jahrhunderts als auch die für den Sandabbau ausgehobene Grube des 13. Jahrhunderts mit Baumaßnahmen an der westlich benachbarten Sebastianskirche in Verbindung zu bringen, die unter Erzbischof Gero (1012-1023) gegründet worden war. Jedoch lässt sich der Fundstoff aus der Kalkbrenngrube nicht mit der wünschenswerten Genauigkeit eingrenzen; im zweiten Fall dürfte der zeitliche Abstand zwischen der Auflassung der Sandabbaugrube und möglichen Wiederaufbaumaßnahmen nach dem verheerenden Stadtbrand des Jahres 1207 zu groß sein.

In die frühe Neuzeit gehören zwei weitere Gruben, von denen die eine nur noch zu kleineren Teilen untersucht werden konnte; auch sie reichte unter Kellersohlenniveau. Ausgesprochen fundreich war die zweite Grube. Die zahlreichen Dach- und Mauerziegel, teils mit Verrußungsspuren, teils durch Hitzeeinwirkung stark deformiert, große Bruchstücke von Fachwerklehm, sowie grün- und braunglasierte renaissancezeitliche Reliefkacheln erlauben den Schluss, dass hier der Abbruchschutt eines oder mehrerer Gebäude deponiert worden ist. Auch bei den vielen, im allgemeinen stark korrodierten Metallresten scheint es sich überwiegend um Bauteile gehandelt zu haben. Die Brandspuren, aber auch die vielen, teilweise größeren Holzkohlestücke deuten an, was die mitaufgefundenen Münzen dann fast zur Gewissheit machen: Neben zwei Prägungen der Salzburger Erzbischöfe Ernst von Bayern (1540-1554) und Johann Jakob Khuen von Belasi (1560-1586) liegen drei Magdeburger Kup-

Abb. 2 Überreste einer hochmittelalterlichen Kalkbrenngrube vor und nach Ausnahme der Verfüllung. Auf der Sohle verkohltes Holz, an der Seitenwand Gipsreste (weiß).

ferpfennige der Kipper- und Wipperzeit von 1621 vor; wohl Spuren der verheerenden Zerstörung der Stadt durch die plündernde und mordende Soldateska des bayerischen Heerführers Tilly im Jahre 1631. Bei den späteren Grundstücken Breiter 212 und 213 handelte es sich um Domherrenkurien; wir wissen, dass sie nach dem Dreißigjährigen Krieg größtenteils für längere Zeit wüst lagen

Die Ausgrabung am Breiten Weg 213 hat gezeigt, dass nicht nur weitgehend zerstörte Areale durchaus einer Untersuchung wert sein können, sondern dass man auch an unerwarteten Stellen noch mit archäologischen Befunden rechnen muss. Manchmal sind es diese eher kleinen Mosaiksteinchen, die unser Bild vom frühen Magdeburg erweitern.

Bildquellennachweis: Abb. 1, 2: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie

Stadtarchäologie Bürgerstadt

Mittelalterliches Leben und Arbeiten im Herzen der Stadt

Bettina Carruba und Heiner Schwarzberg

Die Ausgrabungen zwischen Ulrichsplatz und Schmiedehofstraße 1996-1997

Die verheerende Zerstörung Magdeburgs während des Zweiten Weltkrieges sowie die folgende Beräumung großer Teile der erhaltenen Bausubstanz in der Nachkriegszeit veränderten das Gesicht des 1200jährigen Stadtkernes einschneidend und unwiderruflich. Selbst das Raster der mittelalterlichen Straßenführung (Abb. 1) wurde im Zuge dieser Maßnahmen weitestgehend aufgehoben und musste breiten Magistralen nach einem regelmäßigen System weichen. Nur der Verlauf des Breiten Weges (bis 1990 Karl-Marx-Straße) blieb grundsätzlich erhalten. So ist heute das ursprüngliche Bild der Innenstadt Magdeburgs mit seinem teils gewachsenen mittelalterlichen, teils nach 1631 planmäßig angelegten Straßennetz und seiner historischen Bebauung nur noch schwer nachzuvollziehen, und staunend betrachtet der Besucher die architektonische Vielfalt, die sich über alte Stiche und Photographien erschließen lässt.

Wenngleich all diese Gebäude nach 1945 nicht erhalten geblieben sind und viele Parzellen wieder bebaut wurden, haben sich dennoch im Boden ausgedehnte Spuren des Lebens und Arbeitens im historischen Herzen der Stadt erhalten. Dieses „Bodenarchiv", das (wenn auch nicht dauerhaft sicht-

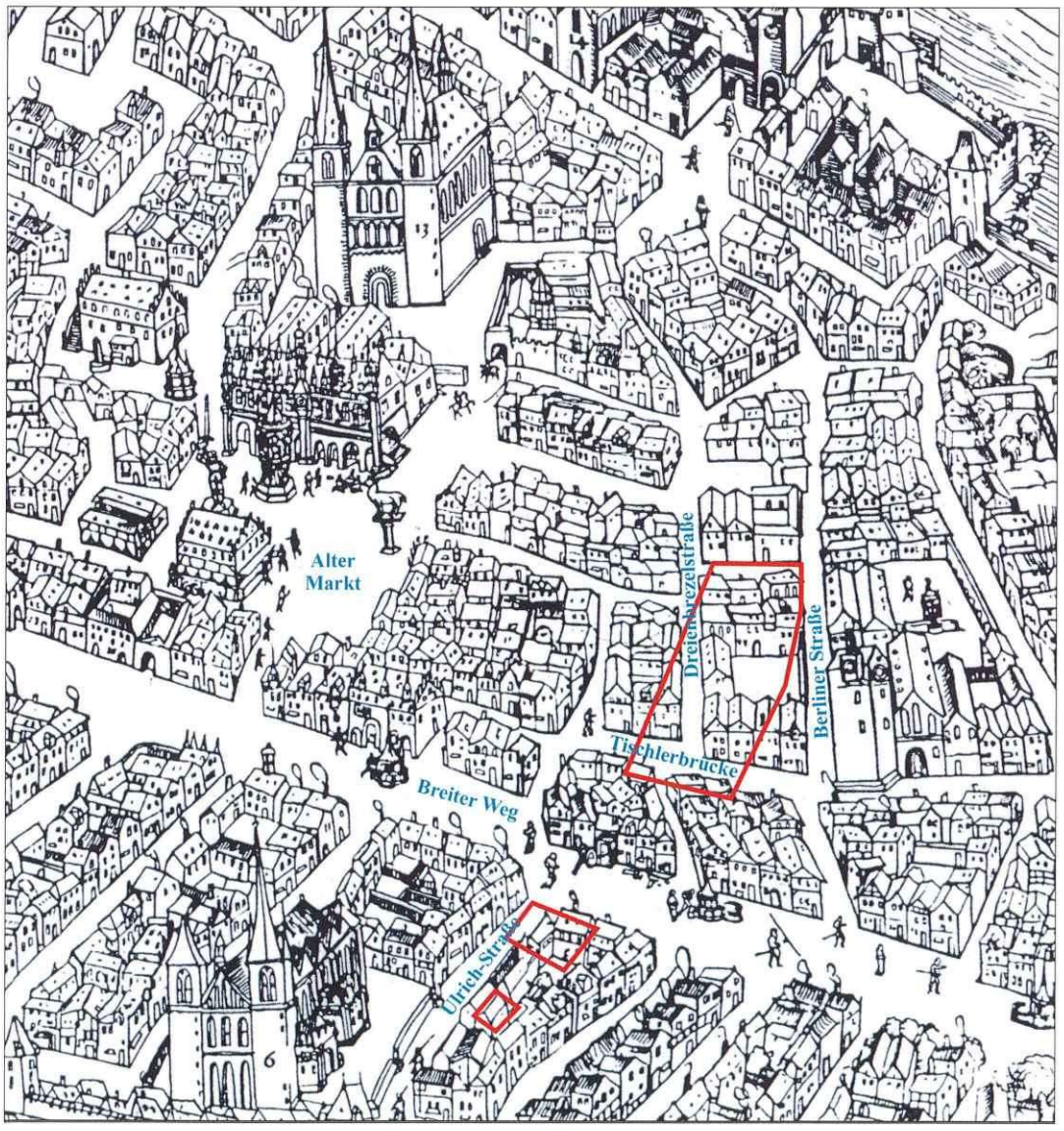


Abb. 1 Lage der Ausgrabungsflächen zwischen Ulrichsplatz und Schmiedehofstraße in der isometrischen Stadtansicht von Johann Homelius und Hans Rentz (1552).

bar) in seiner geschichtlichen Bedeutung und Aussagekraft z. B. einer mittelalterlichen Kirche oder Burg in nichts nachsteht, wird durch das Denkmalschutzgesetz des Landes Sachsen-Anhalt geschützt. Dort, wo sich durch Investitionen und Neubauten eine Zerstörung von Teilen der archäologischen Substanz nicht vermeiden lässt, wird das entsprechende Gebiet durch Rettungsgrabungen zumindest dokumentiert.

Auch die Errichtung zweier Einkaufszentren, des Ulrichshauses sowie des Allee-Centers, machte im Vorfeld solche Rettungsmaßnahmen notwendig. Zwischen November 1996 und März 1997 erfolgten auf dem „Zentraler Platz" genannten und bis dahin als Grünfläche und Parkplatz genutzten Areal östlich und westlich des Breiten Weges – etwa in Höhe der früheren St. Ulrichskirche – archäologische Ausgrabungen. Es ergab sich somit die Gelegenheit, parallel zu den bereits laufenden Bautätigkeiten und in der Kürze der vorgegebenen Zeit Einblicke in einen Ausschnitt eines früheren bedeutenden Altstadtquartieres zu gewinnen (Abb. 1 und 2).

Die westliche Grabungsparzelle umfasste eine Fläche von ca. 1.500 m² östlich der Pfarrkirche St. Ulrich und Levin [1], ungefähr zwischen früherer Ulrichs- und Schöneeckstraße. Bei dem zweiten, größeren Untersuchungsareal handelte es sich um das Gebiet zwischen dem Breiten Weg im Westen und der ehemaligen Schmiedehofstraße im Osten sowie der früheren Berliner Straße im Süden und der Dreienbrezelstraße im Norden (Abb. 3) [2]. In dieser Fläche befanden sich zudem bis zu ihrer Zerstörung die Judengasse sowie die Tischlerbrücke. Mit einer Ausdehnung von etwa 6.600 m² – das Baugelände umfasste hier insgesamt 34.000 m² – war dieses Areal dennoch die bis dahin größte zusammenhängende archäologisch untersuchte Fläche in Magdeburg.

Im Vorfeld konnten zum Ausgrabungsgebiet zahlreiche historische Informationen erschlossen werden [3]. Die seit 1706 genannte Schöneeckstraße, westlich des Breiten Weges, gehörte ursprünglich mit zur Krügerbrücke. Letzterer Name, erstmals 1523 bezeugt, deutet auf dort ehemals tätige Töpfer hin. Andererseits war dieses Viertel von großen Gasthöfen geprägt, wie z. B. die Gasthäuser „Zum vollen Mond" und „Zum Weinstock". Östlich des Breiten Weges befanden sich zwischen Ratswaage- und Domplatz bis zu ihrer Zerstörung verschiedene kleinere Straßen, die auf -brücke endeten. Dazu gehörte auch die bereits 1632 im Plan Otto von Guerickes verzeichnete Tischlerbrücke, deren Name auf hier ehemals ansässiges Handwerk hinweist. Auch die schmale Judengasse, ein Durchstich zwischen Breitem Weg und Tischlerbrücke, ist seit diesem Zeitraum belegt. Die Dreienbrezelstraße, benannt nach dem Haus Nr. 9 „Zu den drei Pretzeln", führte von der Tischlerbrücke zur Großen Junkerstraße. Die Berliner Straße, im Süden der Grabungsfläche, hieß ursprünglich Kuhstraße. Sie erhielt ihren Namen erst 1838. Hier befanden sich das Innungshaus der Waffen-, Huf- und Nagelschmiede (Nr. 29, „Zum schwarzen Adler") sowie ein großer Brau- und Gasthof (Nr. 31, 1660 „Der Bartholomäushof", später „Stadt Mannheim"). Die Schmiedehofstraße führte von der Berliner Straße zur Dreienbrezelstraße. Sie erhielt ihren Namen nach einer ab 1333 in ihrem Südwestbereich erwähnten Schmiede. Auf den Grundstücken Nr. 12/13 („Zum Zollstock") war von 1567 bis 1718 die städtische, später kurfürstlich brandenburgische Münze untergebracht [4].

Während der Westteil mutmaßlich mit der Stadterweiterung des 12. Jahrhunderts in Zusammenhang stand, war es sehr wahrscheinlich, dass der östliche zum Südbereich der hochmittelalterlichen Kaufmannsstadt um den Alten Markt gehörte. Bestehende Kellerkataster wie auch kleinere archäologische Beobachtungen der Vor- und Nachkriegszeit ließen auf wichtige Ergebnisse hoffen [5].

Bei der Planung und Durchführung der Rettungsgrabungen stand die grundsätzliche Klärung der Besiedlungsgeschichte dieses zwischen Altem Markt und Domplatz gelegenen Areals im Vordergrund. Hier wohnten und wirkten seit dem hohen Mittelalter Ratsherren, Kaufleute und Handwerker, und hier befand sich die gotische St. Bartholomäuskapelle. Auch der Frage nach der Nutzung dieses zwischen zwei alten Siedlungskernen gelegenen Gebietes vor dem 12. Jahrhundert kam besondere Wichtigkeit zu.

Die beiden Grabungsmannschaften bestanden aus insgesamt fünf Archäologen, drei Grabungs- und Vermessungstechnikern, vier Zeichnern sowie über 70 Grabungshelfern.

Zahlreiche neuzeitliche und moderne Kellereinbauten, die teilweise bis zu sechs Meter tief in den natürlich anstehenden eiszeitlichen Grünsand reichten, hatten die archäologische Denkmalsubstanz zwar erheblich gestört, doch konnten trotzdem wichtige Beobachtungen dokumentiert und bemerkenswerte Funde gemacht werden.

Tatsächlich konnten Befunde entdeckt werden, die eine Besiedlung im 10./11. Jahrhundert belegen. Sie traten als Grundrisse von kleineren eingetieften Häusern und Abfallgruben zutage. Von ei-

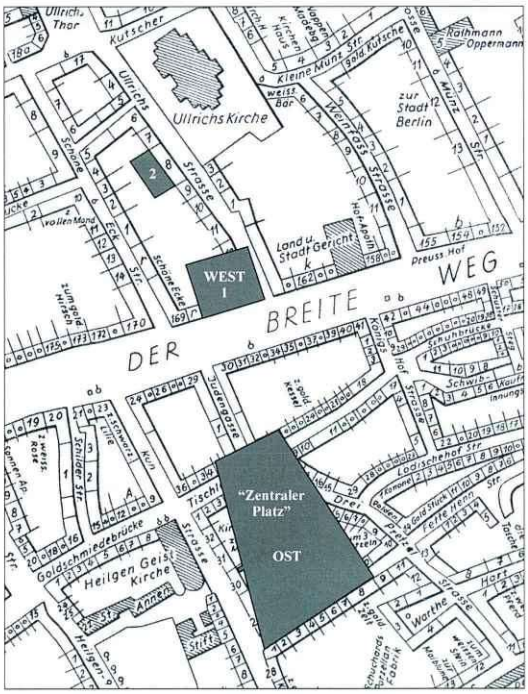


Abb. 2 Lage der Ausgrabungsflächen zwischen Ulrichsplatz und Schmiedehofstraße im parzellengenauen Stadtplan nach Robolsky (1826).

nem dicht gedrängten städtischen Gefüge mit engen Gassen und einer intensiven Bebauung, wie es uns aus verschiedenen spätmittelalterlichen Stadtkernen vor Augen steht, kann dabei allerdings noch keine Rede sein. Vielmehr handelte es sich wohl um unregelmäßig verteilte Hofstellen in weiteren Abständen. Neben charakteristischen Fragmenten von Kugeltöpfen und Kümpfen, die zur Zubereitung und Aufbewahrung von Speisen der einstigen Bewohnern dienten, fanden sich auch Scherben von Gefäßen des so genannten "Magdeburger Typs".

Auch westlich des Breiten Weges konnten neben einer einzelnen Grube mit einem slawischen Standbodengefäß des 9./10. Jahrhunderts auch Funde des 10./11. Jahrhunderts gemacht werden, was entgegen früherer Vermutungen eine dortige vorstädtische Besiedlung sehr wahrscheinlich macht. Eine vollständige Aufsiedlung erfolgte offensichtlich jedoch wohl erst nach der Stadtbefestigung unter Erzbischof Wichmann und dem Ausbau der St. Ulrichs-Pfarre im späten 12. Jahrhundert.

Weiterhin wurden östlich des Breiten Weges der Laufhorizont eines eingetieften Kellerraumes von 3,0 x 4,0 m mit einer quadratischen Grube aus dem 13./14. Jahrhundert sowie ein spätmittelalterliches Grubenhaus dokumentiert. Auch im Bereich der Parzelle Tischlerbrücke 8 trat ein Grubenhaus mit Pflasterung zutage. Es kann aufgrund wellenverzierter Gefäßfragmente in das hohe Mittelalter datiert werden.

Die Bebauung mit steinernen Gebäuden in engen Parzellen setzte erst im ausgehenden 13./beginnenden 14. Jahrhundert ein; verschiedene Keller im Ausgrabungsgebiet verrieten ihren spätmittelalterlichen Ursprung. Sie waren teilweise aus Grauwacke-Bruchsteinen in Trockenmauerweise gebaut und mit Backsteinziegeln im Format 28,0 x 9,0 x 13,0 cm versetzt worden. Ein weiteres Kellergewölbe von 6,0 x 6,0 m war aus Buntsandstein in feinem Mörtel gesetzt. Der an der Schmiedehofstraße/Ecke Berliner Straße befindliche gotische Gewölbekeller des früheren Innungshauses der Waffen-, Huf- und Nagelschmiede „Zum schwarzen Adler" besaß straßenseitige Licht- bzw. Lüftungsschächte (Abb.4).

Abb. 3 Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Blick von Osten über die Grabungsfläche. Im Vordergrund der Bereich Schmiedehofstraße/Ecke Berliner Straße.

Baureste der im Grabungsareal angenommenen 1331 gestifteten Bartholomäuskapelle[6] sowie des Adelshofes der Grafen von Hadmersleben im Bereich der Berliner Straße 30/31 konnten trotz intensiver Nachforschungen nicht zweifelsfrei lokalisiert werden. Entweder verlief die südliche Grabungsgrenze knapp vor deren Grundmauern oder die im Hofbereich nachweisbaren metertiefen modernen Bodeneingriffe hatten sie bereits völlig beseitigt[7]. Ein einzelner in den Löss gesetzter Mauerzug aus Grauwacke und Bundsandstein bleibt un-

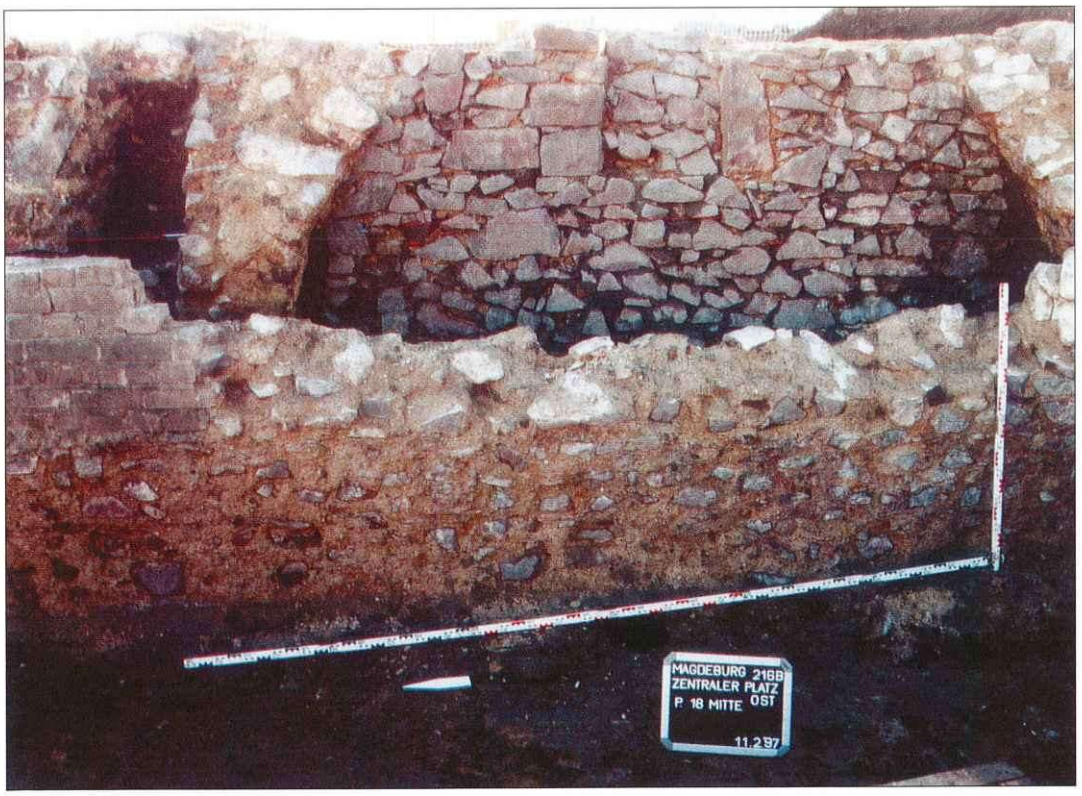


Abb. 4 Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Diese steinverschalte Abfallgrube im Hofbereich der Schmiedehofstraße 13, der früheren Magdeburger Münze, enthielt einen repräsentativen Querschnitt von Gefäßkeramik und anderer Gebrauchsgegenstände des 18. Jahrhunderts.

Abb. 5 (rechts) Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Gemauerte Latrine des 17. Jahrhunderts im Hofbereich der Dreienbrezelstraße 3-4.

Abb. 7 (links) Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Diese steinverschalte Abfallgrube im Hofbereich der Schmiedehofstraße 13, der früheren Magdeburger Münze, enthielt einen repräsentativen Querschnitt von Gefäßkeramik und anderer Gebrauchsgegenstände des 18. Jahrhunderts.

klar. Möglicherweise deutet jedoch Bleifolie aus einer holzausgesteiften Abfallgrube, die außerdem noch ein interessantes Keramikspektrum des frühen 14. Jahrhunderts enthielt (Abb. 5), auf die Dachdeckung der nahen Kapelle [8].

Auch Nutzungsspuren der früheren städtischen Münze in der Schmiedehofstraße 12/13 ließen sich aufgrund der kontinuierlichen Nutzung und durchgreifenden Umgestaltung des Grundstücks bis 1945 im archäologischen Befund nicht mehr nachweisen.

Wie stellenweise starke Brandschichten ergaben, scheint die spätmittelalterliche Bebauung im Bereich östlich und westlich des Breiten Weges bei der Zerstörung Magdeburgs im Mai 1631 erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein. Die alten Keller blieben jedoch unter den neu errichteten Gebäuden erhalten und wurden weiter genutzt (Abb. 4). Viele von ihnen aber wurden erst im Barock angelegt. Insgesamt zeigten sie alle Spuren intensiver neuzeitlicher oder moderner Umbauten. Die *ausschließliche* Verwendung von Backsteinziegeln zum Kellerbau etablierte sich erst im 19. Jahrhundert.

Hölzerne und gemauerte Latrinen- und Abfallschächte enthielten umfangreiches Fundmaterial aus der Nutzungszeit der Gebäude (Abb. 6-9). Weiterhin ließen sich verschiedene Pflasterungsschichten und Laufhorizonte der untersuchten Straßenzüge dokumentieren.

Seit dem Spätmittelalter lässt sich für das Gebiet um den Zentralen Platz eine intensive handwerkliche Aktivität belegen. Neben Hinweisen auf knochenverarbeitende Produktion ist eine verhältnismäßig gut erhaltene Schmelzofenanlage im Bereich der Tischlerbrücke 8/Ecke Dreienbrezelstraße (früher „Zu den Kleinschmieden"!) besonders bemerkenswert. Außer den Spuren einer Ofenwandung hatte sich eine ovale Verfärbung mit vertikalen Rundhölzern sowie größere Mengen zerschlagener keramischer Schmelztiegel erhalten. Zu diesem Werkstattkomplex gehörten auch drei gemauerte bzw. holzverschalte Abfallgruben bzw. Latrinen mit Fundmaterial des 17./18. Jahrhunderts (Abb. 10). Hier ergänzten sich historische Erwähnung und archäologischer Befund beispielhaft!

Den Ausgrabungen wurde stets großes öffentliches Interesse entgegengebracht. Erste Ergebnisse wurden bereits während der Aufarbeitungsphase durch zwei Grabungspräsentationen mehr als 2.500 Besuchern vorgestellt.

Abb. 6 Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Holzversteifte Grube (Zisterne?) des 13. Jahrhunderts unter einem Kellerboden im Nordostbereich der Grabungsfläche. Ihre Verfüllung erbrachte eine bemerkenswerte Anzahl an mittelalterlichen Keramikscherben sowie vollständigen Kugeltöpfen und Standbodengefäßen.

Abb. 9 (rechts) Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Kugeltöpfe im unteren Bereich einer holzversteiften Grube des 13. Jahrhunderts. Arbeitsphoto.

Abb. 8 Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Gemauerte Latrine des 17. Jahrhunderts im Hofbereich der Dreienbrezelstraße 3-4.

Abb. 10 Magdeburg, Ausgrabung „Zentraler Platz-Ost". Inschriftlich datierter Teller von 1737 aus dem nördlichen Bereich des Grabungsareals. Das aus Kloaken und Abfallgruben geborgene Fundgut vermittelt ein eindrucksvolles Bild der Ausstattung in den bürgerlichen Häusern.

Anmerkungen:

[4]**Buchholz, W.**, Zur Baugeschichte der städtischen Münze (Schmiedehofstraße 12/13). In: Magdeburgs Innenstadt lebt. Die Bebauung des zentralen Platzes im Stadtzentrum von Magdeburg. Schriftenreihe des Stadtplanungsamtes Magdeburg 70 (Magdeburg 1998) S. 118.

[8]**Carruba, B./Schwarzberg, H.**, Eine holzgefasste Abfallgrube aus der Magdeburger Altstadt. In: Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt 1997, H. 1, 1999, S. 163-178.

[3]**Neubauer, E.**, Häuserbuch der Stadt Magdeburg. Teil 1: 1631-1720. Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt/Historische Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt N.R. 12 (Magdeburg 1931).

[3]**Neubauer, E./Gringmuth-Dallmer, H.**, Häuserbuch der Stadt Magdeburg. Teil 2. Quellen zur Geschichte Sachsen-Anhalts 4 (Halle 1956).

Nickel, E., Der „Alte Markt" in Magdeburg. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 18 (Berlin 1964).

[5/7]**Priegnitz, W.**, Reste des alten Handwerksbrauches der Fugenritzung in der Altstadt Magdeburgs. In: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 7, 1998, S. 42-55.

[2]**Schulz, C.**, Die archäologischen Ausgrabungen am Zentralen Platz Magdeburg. In: Magdeburgs Innenstadt lebt. Die Bebauung des zentralen Platzes im Stadtzentrum von Magdeburg. Schriftenreihe des Stadtplanungsamtes Magdeburg 70 (Magdeburg 1998) S. 137-140.

[5]**Schwarzberg, H.**, Verborgene Schätze. Zur Geschichte der Stadtarchäologie. In: Magdeburg. Porträt einer Stadt. Hg. von der Landeshauptstadt Magdeburg und dem Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e.V., 2. Auflage (Halle 2004) 253-266.

[6]**Ulpts, I.**, Stadtkernforschung in Magdeburg. Die archäologische Großgrabung Zentraler Platz-Ost. In: Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt 1997, H. 1, 1999, S. 125-162.

[1]**Ungerath, O.**, Grabungen zwischen Breitem Weg und ehemaliger Ulrichskirche. In: Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt 1997, H. 1, 1999, S. 107-124.

Bildquellennachweis:

Abb. 1:	nach H. Rentz 1552;
Abb. 2:	nach C. Robolsky 1829;
Abb.3-10:	Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Halle (Saale).

Magdeburg/Buttergasse – Altstadt unterm Kriegsschutt

Doris Köther

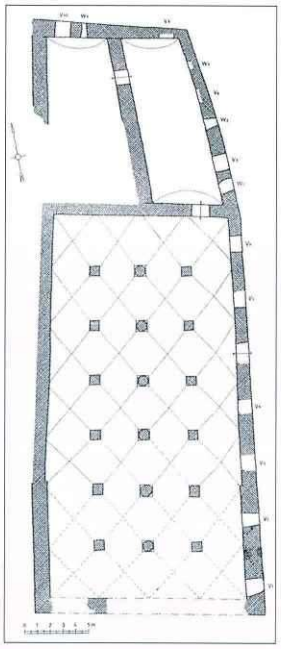


Abb. 2 Grundriss der Halle nach der Einwölbung im 13. Jahrhundert (nach Nickel 1960, Abb. 17)

Der Neubau der Sparkasse auf dem Magdeburger Alten Markt und die damit verbundene Umgestaltung der ehemaligen Touristeninformation und des Restaurants "Buttergasse" erlaubten an mehreren Stellen einen archäologischen Einblick in die historische Substanz, die sich hier im nördlichen Bereich des Alten Markts erhalten hatte.

Die archäologischen Untersuchungen wurden von Dezember 1999 bis September 2000 vom Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Außenstelle Magdeburg, durchgeführt. Herrn Dr. habil. Thomas Weber oblag die Fachaufsicht, die Grabungsleitung vor Ort war der Verfasserin anvertraut.

Da Ernst Nickel bereits in den 50er und 60er Jahren des 20. Jh. auf dem Alten Markt gegraben hatte, galt es, bei der aktuellen Ausgrabung seine Ergebnisse zu bestätigen und zu erweitern, auf jeden Fall aber seine Fragestellungen zur Kenntnis zu nehmen und eventuell zu einer Klärung zu kommen. Dies gelang bereits bei den Untersuchungen des Gewölbekellers selbst, der als Gastraum des Restaurants "Buttergasse" gedient hatte.

Er wurde als Hochkeller im 12. Jh. erbaut und ist eine langrechteckige Halle aus Bruchstein und Kalkmörtel, ca. 29 m x 15 m x 5 m im Ausmaß, die durch drei Stützenreihen in vier gleich breite Schiffe geteilt ist. Die Stützen dienen als Auflager eines Kreuzgewölbes, das dem Raum bis heute seinen ästhetischen Reiz verleiht. Er diente vermutlich als Warenlager der Gerberinnung und war zumindest zeitweise parzelliert. (Abb. 1)

Abb. 1 Grabungsarbeiten unter der Leitung Ernst Nickels

Ernst Nickel hatte seinerzeit die These aufgeworfen, dass die Gewölbehalle an der Buttergasse zunächst als zweischiffiger Bau mit nur einer mittleren Stützenreihe ausgeführt worden war und eine flache Holzdecke trug. Das Kreuzgewölbe stellte seiner Ansicht nach einen späteren Umbau des 13. Jh. (nach einem Brand) dar, und damit wurden die zwei äußeren Stützenreihen notwendig, um bei gegebener Raumhöhe die Breite zu überspannen; eine flache Balkendecke kann die hier beiderseits verlangten sieben Meter nicht sicher überdecken. Die Vorteile dieser baulich aufwändigeren Konstruktion mögen in der teilweise durch die Gewölbebögen erweiterten Raumhöhe liegen, hauptsächlich aber wohl in der Feuerfestigkeit des Materials. (Abb. 2 und 3)

Ernst Nickel trägt für diese Theorie mehrere gut beobachtete Indizien zusammen, so z.B. eine erhaltene Wandabtreppung auf Höhe der fünften Stützenreihe (von Nord), die eventuell als Widerlager von Holzbalken zu deuten wäre. Die mittlere Stützenreihe ist säuberlich rund gemauert, die beiden äußeren eckig; diese Ungleichheit wäre ein weiteres Indiz für eine Nachzeitigkeit der beiden äußeren Stützenreihen.

Einen Beweis konnte er jedoch nicht finden:

"Ein stratigraphischer Nachweis für das verschiedene Alter der runden und eckigen Pfeiler konnte leider nicht erbracht werden, da sich ihre Baugruben nicht in Beziehung zueinander setzen ließen." (Nickel 1960 S. 36)

Am Erdprofil einer von uns angelegten Sondage quer zwischen Säulen- und Pfeilerreihe ergab sich eine der wenigen Möglichkeiten, das stratigrafische Verhältnis zwischen der mittleren und der östlichen Stützenreihe zu klären. Die Baugrube zur mittleren Säule war deutlich erkennbar und griff weit nach Osten aus. Hier wird der auslaufende Grubenrand durch die Baugrube des östlichen Pfeiler geschnitten. Am Nordprofil der Sondage gelang uns also der stratigrafische Nachweis der zeitlichen Abfolge, der Ernst Nickel versagt geblieben war. Dass dies kein Einzelbefund war, konnte noch in einer weiteren Sondage überprüft werden, alle anderen in Frage kommenden Zwischenräume waren bereits gestört.

Der Gewölbekeller ist heute wieder als Restaurant öffentlich zugänglich, und so mag sich der Besucher die erste Bauphase vor Ort selbst vorstellen!

Im östlichen Außenbereich des Gewölbekellers konnte an zwei Stellen eine kleinteilige Straßenpflasterung freigelegt werden, die bereits Ernst Nickel in das 12. Jh. datieren konnte (Abb. 4). Sie besteht aus kleineren (bis doppelfaustgroßen) unregelmäßigen Grauwackesteinen, in die Wagenspu-

ren eingedrückt sein sollten. Diese Wagenspuren ließen sich bei der aktuellen Untersuchung nicht feststellen; ungefähr 1 m² des originalen Befunds wurde vom Grabungsteam geborgen, zum späteren Wiedereinbau, entlang der östlichen Außenwand des Gewölbekellers.

Im westlichen Außenbereich wurde die Hinterhofbebauung der ehemaligen Grundstücke an der "Buttergasse" untersucht. Trotz der Bodeneingriffe des 19./20. Jh. hatten sich hier mittelalterliche Siedlungsreste erhalten. Zudem konnte erstmals die Westmauer des Gewölbekellers von außen in Augenschein genommen werden.

Neben hochmittelalterlichen Siedlungsschichten konnten zwei aus Bruchstein rundgemauerte Brunnenanlagen freigelegt werden, die nur 80 cm weit auseinander lagen, aber dafür zeitlich recht unterschiedlich sind (Abb. 5). Der südlich gelegene Brunnen war im 16./17. Jh. zugeschüttet worden, im unteren Bereich war allerdings ein Rest der Ablagerungen aus der Nutzungszeit erhalten; wir konnten hier Keramik des 15./16. Jh. bergen, u. a. eine kleine spätmittelalterliche Spardose und eine Kanne aus Altenburger Steinzeug.

Der nördliche, ältere Brunnen war im Vergleich zum jüngeren recht grob aufgemauert. Die Funde aus der Nutzungszeit des Brunnens lassen sich in das 12./13. Jh. datieren; einige der schönsten Funde der Ausgrabung entstammen dieser Schicht, u. a. eine gelb-braun glasierte Kanne, die nach Magdeburg importiert worden war, und ein plastisch aus Bernstein gearbeitetes Bärenköpfchen, das mit einer rechteckigen Tülle hohl geschnitzt war und sicherlich als Aufsatz verwendet wurde (Abb. 6 und 7).

Der ältere Brunnen zeigte deutlich eingeschwemmten Sand; dies mag auch der Grund für die Aufgabe des Brunnens sein und steht in Zusammenhang mit Veränderungen des Grundwasserspiegels.

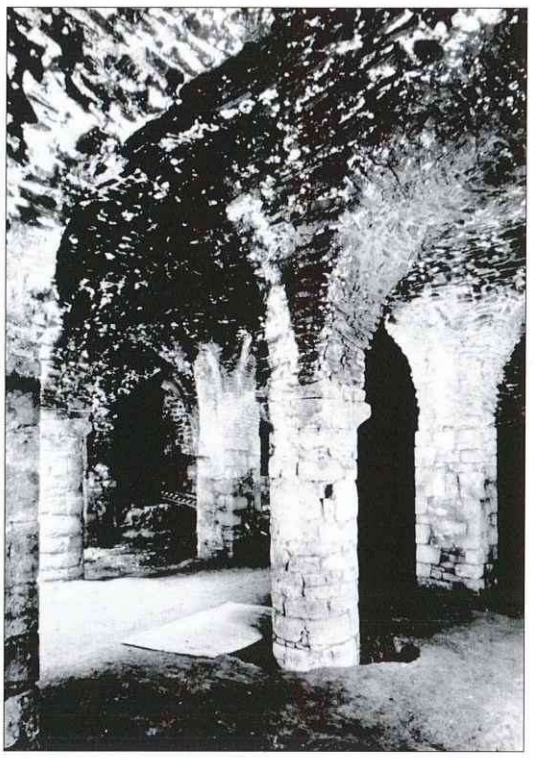


Abb. 3 Blick in die Gewölbehalle bei den ersten Erforschungen unter Ernst Nickel

Im südlichen Teil der Baustelle, in der Baugrube der Sparkasse, konnten wir vier einzelne Gruben freilegen, die wohl als letzter Rest der ehemaligen Marktbebauung erhalten geblieben sind (Abb. 8).

Die vier Gruben erscheinen in der Fläche rechteckig und regelmäßig, in einer Größenordnung von ca. 1,80 m x 1,50 m, und liegen alle entlang einer deutlichen Ost-West-Flucht. Sie liegen bereits im anstehenden Sand, der hier den naturgegebenen Untergrund bildet. Die vier Gruben konnten durch die charakteristischen Funde als Marktbudenreste identifiziert werden. Sie lagen noch unter den Mauern der Vorkriegsbebauung Alter Markt Nr. 32 und Nr. 33.

Abb. 4 Kleinteiliges Pflaster außerhalb des Gewölbekellers

Abb. 5 Brunnen bei Freilegungsarbeiten

Für die Buden ließ sich in einem Fall ein Dielenboden nachweisen, und Wände aus waagerecht gestellten Bohlen, die an den Ecken und entlang der Wandung von innen eingesetzten Pfosten am Platz gehalten wurden. Die erhaltene Tiefe lag bei 60 - 70 cm, eventuell war die Bohlenwand nur im eingegrabenen unteren Teil verwendet worden; der aufgehende Bereich war leider nicht erhalten und könnte auch anders konstruiert gewesen sein.

An einer Bude ließen sich zwei innere Trennwände feststellen. Die so entstandenen Abteile der Bude waren so klein, dass der Kontakt zum Kunden wohl über Fenster (=Klappläden?) erfolgt sein muss.

Zur Dachkonstruktion kann keine Aussage getroffen werden; zwar lag in einer Marktbude erstaunlich viel Bauschutt eines mittelalterlichen Daches, es ist jedoch fraglich, ob eine schmale Holzwandung ein komplettes, mit Nonne- und Mönchziegeln und Mörtelverstrich versehenes Dach getragen haben könnte. Der Bauschutt ist eher nach Auflassung der Marktbude zum Verfüllen eingebracht worden. Ein seltener Hinweis auf ein Fenster wurde in einer Ecke einer der Buden angetroffen: zahlreiche Scherben von plattigem kristallinen Gips, auch "Marienglas" genannt. Diese Gipsart wurde u. a. im Harz abgebaut und ist zwar nicht durchsichtig, aber doch durchscheinend und fand als kostengünstige Fensterscheibe Verwendung.

Die Marktbuden waren offenbar kleine Werkstätten und Verkaufsraum zugleich. Über das Fundgut sind Verarbeitung und Verkauf nachweisbar, hierin unterscheiden sich die vier Buden deutlich. So lässt sich eine Knochenwerkstatt mit Rohmaterial, Abfallstücken und - als ein Endprodukt - fertigen Würfeln belegen, sowie eine Beschlagwerkstatt über zahlreiche kleine Kupferabfälle wie Bleche, Drähte, Nadeln, Nieten, Scharniere, Schnallen. Leider ist an keiner Stelle Leder erhalten, so dass eine Lederbeschlagwerkstatt hier nur indirekt über genaue Analyse der Funde nachzuweisen wäre.

In einer der angrenzenden Buden wurde in auffälliger Konzentration kleine Stücke von angeschmolzenem Glas, Glasschlacke, geschmolzene Glasstückchen in Asche und kleinere Scherben von Trinkgläsern gefunden. Falls es sich um mittelalter-

Abb. 6 Glasierte Kanne des Hochmittelalters, eventuell ein Importstück aus England

Abb. 7 (rechts) Bernsteinköpfchen eines Bären, verloren gegangener Aufsatz eines Gefäßes

liches Glasrecycling handelt, bleibt die Frage nach dem Endprodukt. Es fanden sich nur wenige Bruchstücke von so genannten slawischen Glasringen von 1 cm Durchmesser und die Hälfte eines gläsernen Glättsteins (dient zum kalten Glätten von Nähten).

Handel ist durch etliche Münzfunde und kleine genormte Gewichte zum Wägen deutlich belegt.

Die Zeitstellung der Marktbudenbefunde lässt sich mit Hilfe der aufgefundenen Keramik etwas eingrenzen. Die Mehrzahl der Scherben ist dem hohen Mittelalter zuzurechnen (Standboden- und Kugeltopffragmente, manganrotes Steinzeug mit Wellenfuß), es treten aber bereits Rollstempelverzierungen als jüngste beobachtete Keramikform auf, sie datieren in das 14. Jh.

Obwohl die archäologischen Arbeiten auf der Baustelle am Alten Markt z.T. von hohem Zeitdruck begleitet waren, konnten wertvolle Erkenntnisse zur Stadtgeschichte Magdeburgs gewonnen werden, die ohne den Einsatz des Landesamts für Denkmalpflege und Archäologie verloren gegangen wären.

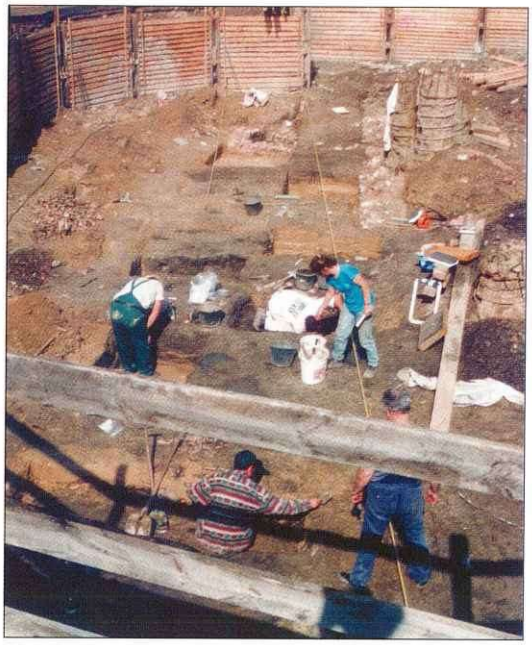


Abb. 8 Grabungsarbeiten in der Baugrube des Sparkassengebäudes

Literatur:

Nickel, E., Ein mittelalterlicher Hallenbau am Alten Markt in Magdeburg. Berlin 1960.
Nickel, E., Der "Alte Markt" in Magdeburg. Berlin 1964.

Bildquellennachweis:

Abb. 1, 3: Stadtarchiv Magdeburg
Abb. 2: Nach Nickel 1960
Abb. 4-8: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie

Ein ehemaliger Friedhof auf dem Ratswaageplatz von Magdeburg

Frank Besener

Abb. 1 (rechts) Detailfoto Bestattung Befund Nr. 1 mit Münze als Grabbeigabe.

Eine Abwasserleitung auf dem Breiten Weg musste neu verlegt werden und machte eine archäologische Baubegleitung notwendig. Der untersuchte Bauabschnitte war 13 Meter lang und 1,25 Meter breit. Die Tiefe erreichte 4 Meter.

Als die Arbeiten planmäßig am 27.08.2002 begannen, stieß der Bagger bereits in einer Tiefe von 2 Metern auf menschliche Skelettreste. Diese lagen in einer durchmischten Schicht aus Mörtelresten, Ziegel- und Sandsteinbruch. Zunächst war kein anatomischer Verband menschlicher Überreste erkennbar, so dass von umgelagertem Skelettmaterial ausgegangen werden konnte. Sehr bald entdeckte man ein weiteres fast vollständig erhaltenes menschliches Skelett. Die Bestattung war West - Ost ausgerichtet. Die Schicht, in der das Skelett lag, setzte sich aus homogenem, feuchtem und schluffigem Erdmaterial zusammen. Unter diesen Umständen hatte sich sogar das Holz des Sarges in Form von humos-fasrigen Bändern erhalten. Eine Grabgrube hingegen war nicht erkennbar. Im Hüftbereich des Toten entdeckte man eine Münze, welche durch das feuchte Bodenmilieu fast vollständig korrodiert war (Abb. 1). Trotzdem konnte der Münzsachverständige Rolf Grune eine Zuweisung Ende 14. Jh./Anfang 15. Jh. machen. Eine bestimmte Münzstätte konnte dem Hohlpfenning allerdings nicht mehr zugewiesen werden. Bei der Bergung des Skelettes und beim Anlegen der nächsten Plana zeichneten sich bereits die nächsten Gräber ab. Es wurden in der Folge sogar bis zu fünffach übereinander niedergelegte Bestattungen dokumentiert. Insgesamt kamen dreißig Gräber oder Grabspuren im engen Untersuchungsbereich zum Vorschein. Damit kann von einer länger dauernden Nutzungszeit des Friedhofs ausgegangen werden.

Begrenzt wird der Friedhof im Osten durch einen 1,80m breiten, Nord-Süd verlaufenden Ausbruchgraben eines Fundamentes. Bei dieser Mauer könnte es sich um die Westwand der Ratswaage der Stadt Magdeburg handeln, die laut W. Priegnitz seit dem 13. Jh. bestand. Die mögliche Datierung des Friedhofes über die genannte spätmittelalterliche Fundmünze würde auf eine Nachbarschaft eines öffentlichen bürgerlichen Baues und eines Friedhofs hinweisen. Durch diese Mauer waren die Gräber nach Osten begrenzt. Eine dieser Grabgruben lag direkt unter dem Fundamentausbruchgraben (Abb. 2). Sie wurde also vor dem Mauerbau angelegt. Damals hatte man beim Aushub der Fundamentgrube das Grab bemerkt und durchwühlt (Abb. 3). Eine Deu-

Abb. 2 Die Fundamentausbruchgrube der Westwand der Ratswaage schneidet eine darunter liegende Bestattung.

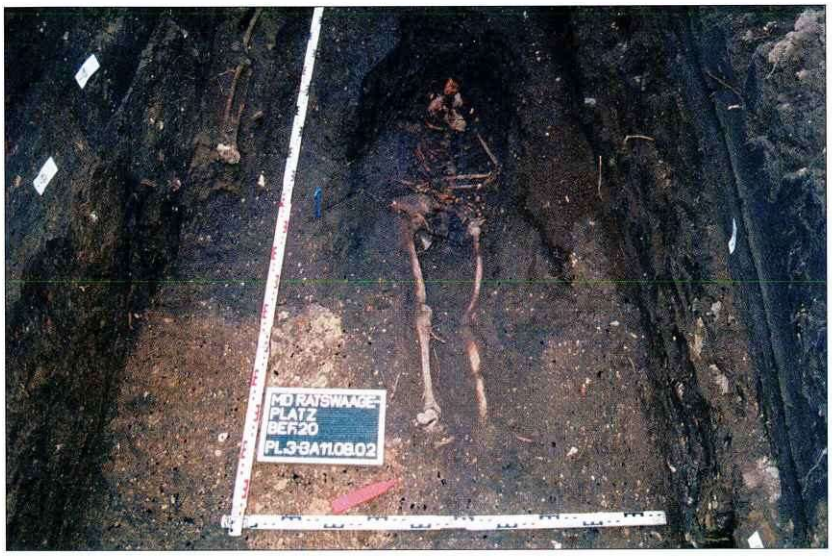


Abb. 3 (rechts unten) Vermutlich wurde die unter der Fundamentausbruchgrube liegende Bestattung auf Grabbeigaben untersucht und teilweise ausgeräumt.

tung der Mauer als Friedhofs- oder Klosterbegrenzung erscheint eher unwahrscheinlich.

Die Bestattung unter der Mauer war die von allen am tiefsten in den Löß reichende Grablege (Abb. 4). In den Schichten unter den Gräbern, die Richtung Westen anschlossen, folgten ältere Abfallgruben einer Siedlung. Sie lassen auf eine ursprüngliche (haus-)wirtschaftliche Nutzung des Geländes schließen. Die Gruben waren gefüllt mit Hausabfällen u.a. mit Fischresten und Keramikbruchstücken der dunklen Kugeltopfware. Aber auch umfangreiche Sandsteinabfälle, teilweise mit Bearbeitungsspuren, kamen zum Vorschein. Eine nähere Untersuchung dieser Gruben konnte hingegen nicht durchgeführt werden, da die vorgegebene Bautiefe von 4 Metern erreicht war. Östlich des zu begleitenden Bauabschnittes konnte im Profil und Planum Pfostengruben eines Grubenhauses dokumentiert werden, dessen Zeitstellung unbekannt blieb.

Abschließend ist die Frage nach der Zugehörigkeit des Friedhofes zu stellen. Auffällig ist die hohe Dichte der Belegung, die sich auf dem Untersuchungsraum beobachten ließ. In nächster Nähe, d.h. westlich, ist das Franziskaner Kloster oder Barfüßerkloster seit dem 13. Jahrhundert bezeugt. Andere kirchliche Institutionen, zu denen der Friedhof gerechnet werden könnte, sind im Umfeld nicht bekannt. Rechnet man den Friedhof dem Franziskaner Kloster angehörend, so war der Friedhof von den Klostergebäuden durch die Hauptverkehrstraße Magdeburgs, dem Breiten Weg, getrennt.

Abb. 4 Gut erhaltene Grablege mit noch erkennbaren Holzspuren des Sarges.

Bildquellennachweis: Abb. 1-4: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie

Eine wachsende Stadt des Hochmittelalters

Sabine Henkelmann und Brigitta Kunz

Die Sanierung der Gebäude des Breiten Weg Nordabschnittes im Jahr 2000 eröffnete die Möglichkeit auf der Westseite, im Abschnitt zwischen Julius-Bremer-Str. und Krökentorstraße drei baubegleitende archäologische Suchschnitte anzulegen (Abb. 1).

War dieser Teil der Geschäftsstraße bis 1945 kleinteilig durch Wohn- und Geschäftshäuser parzelliert, ist das Bild heute durch lang gestreckte Plattenbauten der 60er und 70er Jahre geprägt. Nur noch rudimentäre topographische Anhaltspunkte

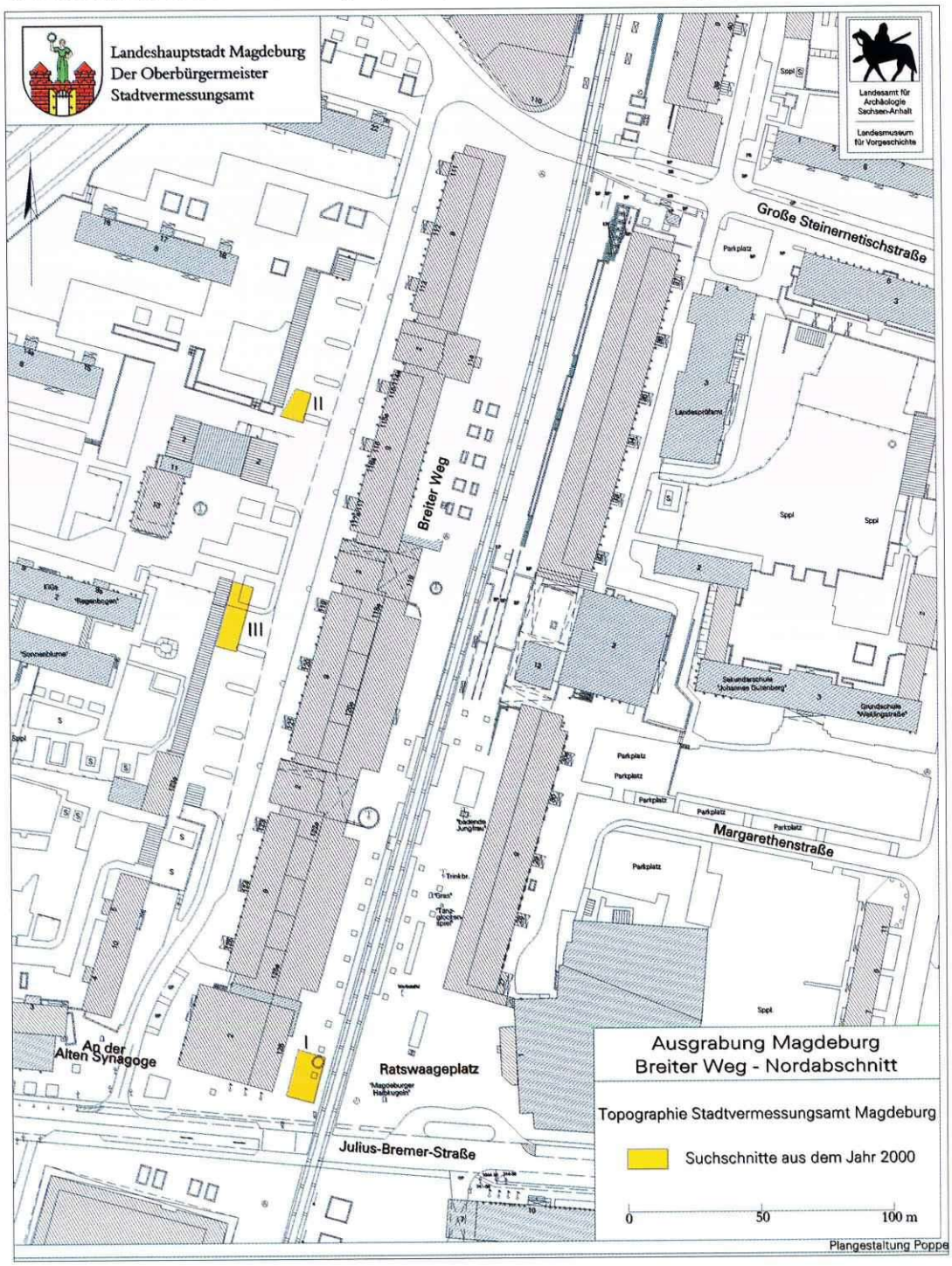


Abb. 1 Ausschnitt aus der aktuellen Karte Magdeburg - Innenstadt mit den Suchschnitten I, II und III

erinnern heute an die mittelalterliche Bebauung. So bietet heute das ehemalige Haus der Lehrer am Standort der zerstörten Kirche St. Katharinen eine behelfsmäßige Orientierung (Abb. 2 und 3).

Mit den Schnitten erhoffte man sich Informationen über die Entwicklung und Ausdehnung der wachsenden städtischen Ansiedlung Magdeburgs. Für die Westseite des Breiten Weges sind einzelne Funde ab dem 9. Jahrhundert bekannt.

Abb. 2 Bebauung nach 1945

Historische Voraussetzungen

Die Altstadt, als eigentliches Zentrum der späteren bürgerlichen Siedlung, wird erstmals 1176 als *forum civitatis* - *Stadtmarkt* in Urkunden ausgewie-

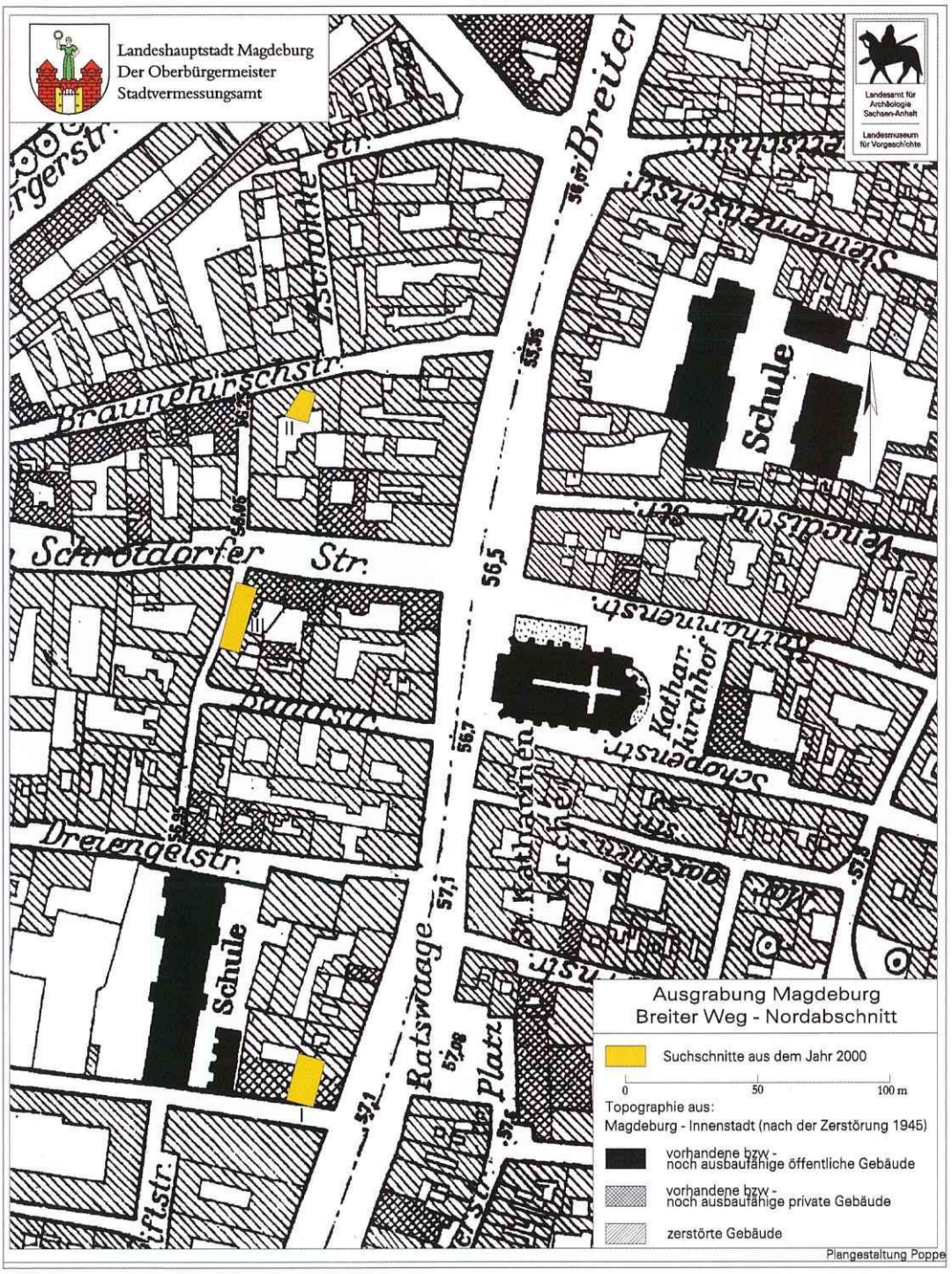


Abb. 3 Ausschnitt aus der Karte Magdeburg – Innenstadt vor 1945

Abb. 4 (links) Abfallgrube mit Holzschichtung

Abb. 5 (rechts) Ein Kugeltopf in situ

sen, als *Alter Markt* seit 1294 vom *Neuen Markt* unterschieden.

Mrusek kam aufgrund topographischer Analysen zum Schluss, die älteste ottonische Stadt liegt nördlich des heutigen Alten Marktes jedoch östlich des Breiten Weges Richtung Elbe. In Bezug zu diesem Areal liegen die Grabungsflächen nordwestlich. Sie erstrecken sich in einem Bereich, der erst im 12. Jahrhundert, aller Wahrscheinlichkeit aber im 13. Jahrhundert unter Bischof Albrecht in die ummauerte Stadt miteinbezogen wurde.

Vorläufige archäologische Ergebnisse

Suchschnitt I: Die gesamte Fläche war bis in 3,2m Tiefe mit Verfüllmaterial aus der 2.Hälfte des 20.Jahrhunderts bedeckt. Es wurde das Kellergeschoß des Gebäudes Breiter Weg 139 (vor 1945) aufgeschlossen. Spuren des seit dem 13. Jahrhundert hier ansässigen Franziskaner- oder Barfüßerklosters fanden sich in einem sekundär vermauerten Bruchstück einer Grabplatte und diversen Streufunden menschlicher Skelettteile. Ein Nord-Süd verlaufender Mauerzug, aus Bruchsteinen und vereinzelten Ziegelfragmenten in Lehm gesetzt, deutet innerhalb des Gebäudes auf ein früheres Bauwerk hin. Eine sichere Zuweisung zur Kirchenanlage des Barfüßerklosters war hingegen nicht möglich.

Kammstrichverzierte Keramik aus einer Grube belegt eine Nutzung des Areals bereits im 10. Jahrhundert. In den Zeithorizont des 12./13. Jahrhunderts reicht eine annähernd L-förmige Grube mit auffallender "Holzschichtung" (Abb. 4). Im Planum und Profil fiel eine Zwiebelschalen ähnliche Schichtung mit zersetzten Holzfasern auf. Es fanden sich neben botanischen Resten, Keramik und Glas auch kleine Klümpchen, die als Pech ange-

Abb. 6 Ein Malhorn?

Abb. 7 Renaisancezeitlicher Keller

Abb. 10 Verbaumaßnahmen während der Ausgrabung

sprochen wurden.

Auffallend waren zwei Gruben in einer Nord-Südachse, bei denen es sich um sekundär verfüllte Brunnenschächte handelte. Beide Brunnen waren ursprünglich mit einem Holzkasten ausgestattet, wobei sich nur bei einem in der untersten Lage Holzreste erhalten hatten.

Die deponierten Abfälle lassen im einen Fall auf das 12./13. Jahrhundert im anderen aufs 13./14. Jahrhundert schließen. Aus der Verfüllung des 13./14. Jahrhunderts konnten überwiegend Kugeltöpfe – die eigentlichen Kochtöpfe des Mittelalters – geborgen werden (Abb. 5). Ein helltoniges Gefäß mit Lehmglasur und obiger Füllöffnung sowie zwei zusätzlich eingestochenen Öffnungen an der Seite stellt ein Unikat dar (Abb. 6). Über dessen mögliche Funktion wird noch spekuliert – eine Nutzung als Malhorn für Keramikdekoration wäre möglich.

Suchschnitt II: Dominierend ist ein renaissancezeitlicher Natursteinkeller mit einer Grundfläche von 6,20 m x 7,80 m und einem flachen Tonnengewölbe (Abb. 7). Nach Norden schloss sich ein ebenso überwölbter Seitenkeller an. Die Mauern waren 0,90m breit und bestanden aus lagig angeordneten roten Sandsteinen mit vereinzelt eingefügtem Ziegelbruch. Obwohl der Kellerfußboden ca. 0,70m in den anstehenden Fels eingetieft war, wurde er zusätzlich mit einem kleinteiligen Steinpflaster belegt. Die Verfüllung in den Gewölbezwickeln legt ein Erbauungsdatum für die Keller im 16. Jahrhundert nahe. Neben die hart gebrannte graue Ware tritt bereits glasierte Keramik. Die Keller gehörten vor 1945 zum Grundstück Braunehirschstr. 23 und lagen im gepflasterten Hofbereich. Das Pflaster war nach 1945 in die Keller gestürzt.

In einem schmalen Streifen am Westrand konnte eine Abfallgrube untersucht werden, deren überwiegendes Inventar ins 12.-15. Jahrhundert zu stellen ist. Vereinzelte kammstrichverzierte Keramikbruchstücke des 10. Jahrhunderts waren keinem festen Horizont zu zuordnen.

Suchschnitt III: Der Bereich der gesamten Grabungsfläche wird von zwei 1945 zerstörten Gebäuden eingenommen (Abb. 8). Der überwiegende Teil der Gebäude war bis in 3m Tiefe unterkellert. Unter dem Kellerfußboden konnten Fundamentmauern eines älteren Gebäudes, Abfallgruben und Pfostenstellungen beobachtet werden. Eine der Abfallgruben 3,60m x mind. 3m war im Lauf ihres Bestehens mindestens zweimal geleert worden. Deutlich ließ sich ein dunkler humoser Außenrand von der Innenverfüllung trennen. Das Fundmaterial der Innenverfüllung bestand überwiegend aus Kalkmörtel, Hohlziegeln sowie grauer Kugeltopfkeramik des 13./14. Jahrhunderts, hingegen sind die Keramikfundstücke aus der Außenverfüllung bedeutend älter: mit Formhölzern abgedrehte schwarze Kugeltopfränder, Standböden und kammstrichverzierte Ware datiert die Erstverfüllung ins 11./12 Jahrhundert.

Unterhalb der neuzeitlichen Grundmauern zeigten sich Reste eines Gebäudes aus Trockenmauerwerk. Diese Fundamentmauern waren noch bis einer Höhe von 0,80m erhalten. Ein schmaler Keller mit lichten Innenmaße von 2,20m x mind. 3m kann rekonstruiert werden (die östliche Abschlussmauer wurde nicht erfasst). Verfüllt war das Gebäude mit Bauschutt und Keramikresten des 15. bis 17. Jahrhunderts.

Bemerkenswert war im südlichen Teil der Fläche ein Bereich mit starken Auffüllschichten. Nach Abtrag der ersten Schichten zeigten sich fünf eng beieinander liegende Grubenschächte. Die Funktion blieb unklar. Das geborgene Material wies ebenso in den Zeithorizont 14.-16. Jahrhundert, darunter einige Münzen.

Nach dem Stadtplan von Rathmann 1800 wurde mit einem Anschnitt der alten Stadtmauer im Bereich der ehemaligen Schrotdorferstr./Franziskanerstraße gerechnet. Leider kommen alle aufgedeckten Mauern als Rest der Stadtbefestigung nicht in Frage.

Westlich des Breiten Weges scheint nach einer ersten Fundbewertung erst ab dem 12. Jahrhundert ein deutlicher Siedlungsniederschlag fassbar. Das 10. und 11. Jahrhundert ist in Streufunden oder einzelnen Grubenkomplexen zwar vorhanden, aber weniger deutlich als die Funde ab dem 13. Jahrhundert.

Geologische Voraussetzungen

Die Grabung gab nicht nur einen Einblick in die Archäologie, sondern erreichte auch die ältesten im Magdeburger Raum anstehenden Gesteine.

Magdeburg liegt im Bereich der Flechtingen-Roßlauer Scholle. Ihre im Kulm und Perm gebildeten Schichten, das Grundgebirge, streichen im Stadtgebiet von Westnordwest nach Ostsüdost und sind an einigen Stellen im Elbetal sichtbar z.B. bei Niedrigwasser der Domfels (Abb. 9). Ansonsten sind sie selten aufgeschlossen und treten kaum an der Oberfläche zutage.

Es sind zwei Zeiträume für die Ablagerung der Sedimentgesteine zu unterscheiden. Die älteren Gesteine, die Grauwacken des Kulms wurden im Karbon und die jüngeren Sandsteine des Rotliegenden im Perm abgelagert. Sie verlaufen in Parallelbänken, wobei das Kulm im Norden und das Rotliegende im Süden in gleicher Richtung streichen. Als Domanhöhe und Anhöhe von St. Johannis treten sie plastisch hervor.

Im nördlichen Teil des Breiten Weges steht ein kulmzeitlicher Grauwackenzug relativ oberflächennah an (52 - 53 mHN). Im Bereich des Suchschnittes II wurde der Südschenkel dieses Kulmrückens bei etwa 52,7mHN angetroffen. Hier fußt ein tiefgreifender Keller auf ihnen. Die aufgeschlossenen steilstehenden Sedimentgesteine sind von braunroter Farbe.

Die Festgesteinsoberfläche des aus Gesteinen des Karbons und Perms gebildeten Grundgebirges ist als reliefreich anzunehmen. Im Gegensatz zu Schnitt 2 liegen die beiden anderen Suchschnitte der archäologischen Ausgrabung im Bereich einer Mulde. Über diesen ins Paläozoikum (Erdaltertum) eingeordneten Schichten folgen Sedimente des Neozoikums (Erdneuzeit), der jüngsten geologischen Zeitstufe. Aus dem dazwischen liegenden Mesozoikum (Erdmittelalter) sind in Magdeburg keine Gesteine erhalten geblieben. Im Neozoikum ist die älteste überlieferte Ablagerung ein mariner Sand.

Dieser Grünsand überzieht das Grundgebirge in einer zusammenhängenden Decke von schwankender Mächtigkeit und gleicht die Reliefunterschiede des felsigen Untergrund der Stadt aus. Grabungstechnisch ist der Sand wegen seiner geringen Standfestigkeit problematisch und zwingt zu Verbaumaßnahmen, um ein Einfallen der Wände zu verhindern (Abb. 10).

Im weiteren Verlauf der Erdgeschichte fiel der Magdeburger Raum trocken und die Erdoberfläche war der Verwitterung ausgesetzt. So ist der Gletscherschutt der Saale-Kaltzeit, der Geschiebemergel, nur noch als dünne Schicht erhalten geblieben, die zum Teil durch Eisenausfällungen verbacken ist. Die Sohle der Geschiebeschicht liegt zwischen 52,3 und 52,4mHN.

Abb. 8 Kellergebäude im Suchschnitt III

Darüber bildet Löss, ein Sediment der letzten Kaltzeit, eine gleichmäßige Deckschicht. Er wurde in den vegetationsleeren kaum wasserführenden Flusstälern ausgeblasen und an den Hängen und auf den Hochebenen abgelagert. Für den Löss im Magdeburger Stadtgebiet sind dünne Sandbänder ein typisches Merkmal. Diese sind ein Indiz für geogene Sedimentation. In den durch menschliche Aktivitäten geschaffenen Lössansammlungen fehlt dieser Unterschied. Als jüngste geologische Veränderung setzte von der Oberfläche ausgehend die Bodenbildung ein.

Topographie

Die heutige Oberfläche des Breiten Weg/Nordabschnittes fällt leicht von der Julius-Bremer-Str. nach Nordwesten ab, auf 300m macht sich ca. 1m Höhenunterschied bemerkbar. Die Ausgangshöhe an der Julius-Bremer-Str. betrug 57,22mHN.

In Schnitt I und II konnte jeweils ein kleiner Ausschnitt des Horizontes der Bodenbildung beobachtet werden. Die unterste Grenze der Bodenbildung ist auf beiden Fläche bei 54,2mHN anzusetzen. Auf Grund dieser Gegebenheiten kann für den gesamten Bereich vor Beginn der verstärkten menschlichen Nutzung eine annähernd waagerechte Fläche mit einer Höhe von 55mHN angenommen werden. Erst die menschliche Begehung und vor allem die mittelalterliche Siedlungstätigkeit überformte das Gelände mit einer leichten Erhöhung im Bereich Alter Markt.

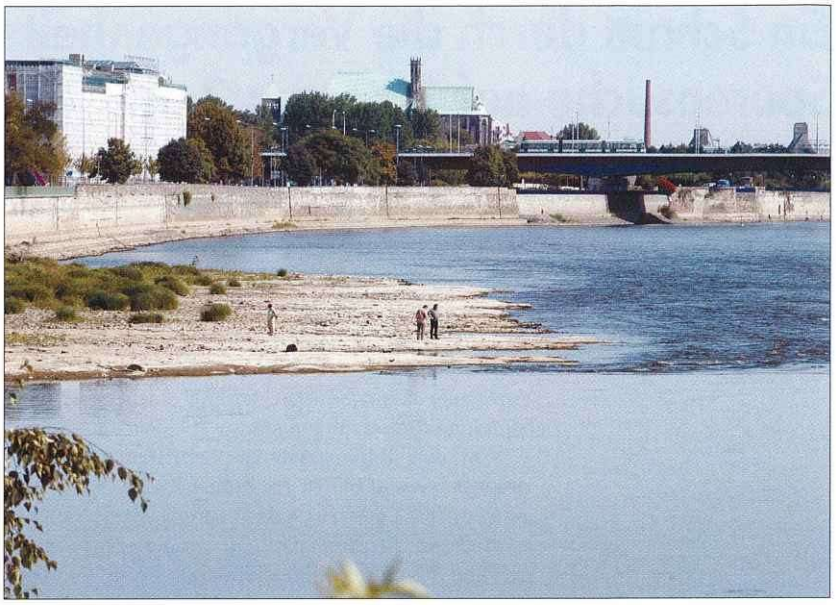


Abb. 9 Domfelsen bei Niedrigwasser

Literatur:

Mrusek, H.-J., Zur städtebaulichen Entwicklung Magdeburgs im hohen Mittelalter. In: Wiss. Zeitschr. d. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg V, Heft 6/1956/57, S. 1219-1314.

Bildquellennachweis:

Abb. 1 und 3: Vermessungsamt der Landeshauptstadt Magdeburg, Bearbeiter: M. Poppe
Abb. 2, 9: Stadtplanungsamt
Abb. 4-8, 10: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie

Ein Schnitt durch die Vergangenheit – Spurensuche auf 300 m x 2 m

Andrea Pieper

Vom März bis September 2003 fand im östlichen Nordabschnitt des Breiten Weges aufgrund der Verlegung einer Abwasserleitung eine baustellenbegleitende Ausgrabung statt.

Von den Baumaßnahmen betroffen war eine 306m lange und bis zu 2m breite Fläche. Vom Beginn auf Höhe des ‚Haus des Lehrers' führte sie fast parallel zur Straßenbahntrasse in Süd-Nord-Ausrichtung bis zum Universitätsplatz (Abb. 1). Die Grabungstiefe erreichte 2,50 bis 4,00m, so dass sämtliche im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Kulturschichten durchschnitten wurden.

Die aufgrund des schmalen Grabungsschnittes nur ausschnitthaft erfassten Befunde und die entsprechend wenigen Funde erschweren die Datierung vieler Befunde. Insgesamt reichte das Fundspektrum vom 11. Jahrhundert bis in die 40er Jahre des 20. Jahrhunderts. Neben spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Straßenhorizonten entdeckte man unter anderem einen Graben, Grubenhäuser, einen Brunnen und Gruben verschiedener Größe und Gestalt, die der Zeit des frühen Mittelalters bis zur frühen Neuzeit angehören. Weiterhin wurden Reste von 11 Steinkellern (alte Hausnummern 84 – 92, 102 – 104) des hohen und späten Mittelalters und der Neuzeit erfasst. Die meisten der angetroffenen Keller stammten aus der Neuzeit, da der Breite Weg durch die Jahrhunderte mehrere Male von Zerstörung durch Feuer und Kriegsgeschehen betroffen war. Die letzte Zerstörung erlitten die Gebäude im zweiten Weltkrieg, wonach man die Keller mit Kriegsschutt verfüllte. Am Nordende der Grabung wurden Teile der spätmittelalterlichen Stadtmauer im Bereich des Krökentores mit späteren Bauphasen freigelegt.

Das Hauptaugenmerk der Untersuchung richtete sich auf die mittelalterlichen sowie frühneuzeitlichen Hinterlassenschaften. Der untersuchte Schnitt folgte zum größten Teil dem Verlauf des historisch belegten Breiten Weges sowie der Fassadenfront der ostseitigen Altbebauung. Der heutige Breite Weg verläuft nicht mehr nach seiner historischen Ausrichtung. Im Zuge der Neubebauung in den 1960er Jahren wurde er nicht nur verbreitert, sondern auch begradigt. Die Bezeichnung ‚Breiter Weg' für diese wichtige Nord-Südachse Magdeburgs wurde schon im Jahre 1207 in der *Schöppenchronik* verwandt.

Die vorstädtischen (früh- bis hochmittelalterlichen) Besiedlungsspuren

Die ältesten, angetroffenen Besiedlungsspuren gehörten zu einer frühmittelalterlichen, vorstädtischen Besiedlung. Sie konzentrierten sich im Süden des Grabungsschnittes – also im Vorfeld des ‚Haus des Lehrers' und nordwestlich davon. Diese Siedlung bestand über mehrere Jahrhunderte, mindestens vom 10. bis ins 12./13. Jahrhundert.

Einer der ältesten Befunde war ein im Randbereich erfasster, zunächst annähernd Süd-Nord verlaufender Graben (Abb. 2), der vom Anfang des Grabungsschnittes – am ‚Haus des Lehrers' – über 53 m verfolgt werden konnte. Am Ende leicht nach Nordwesten abknickend, grenzte er ein westlich liegendes (Siedlungs-) Areal ein (Abb. 3). Die Verfüllung des Grabens enthielt nur wenige Funde, zum größten Teil Tierknochen, etwas Keramik und einen kleinen, halben Glasring. Aufgrund der überschneidenden Befunde kann der Graben in das

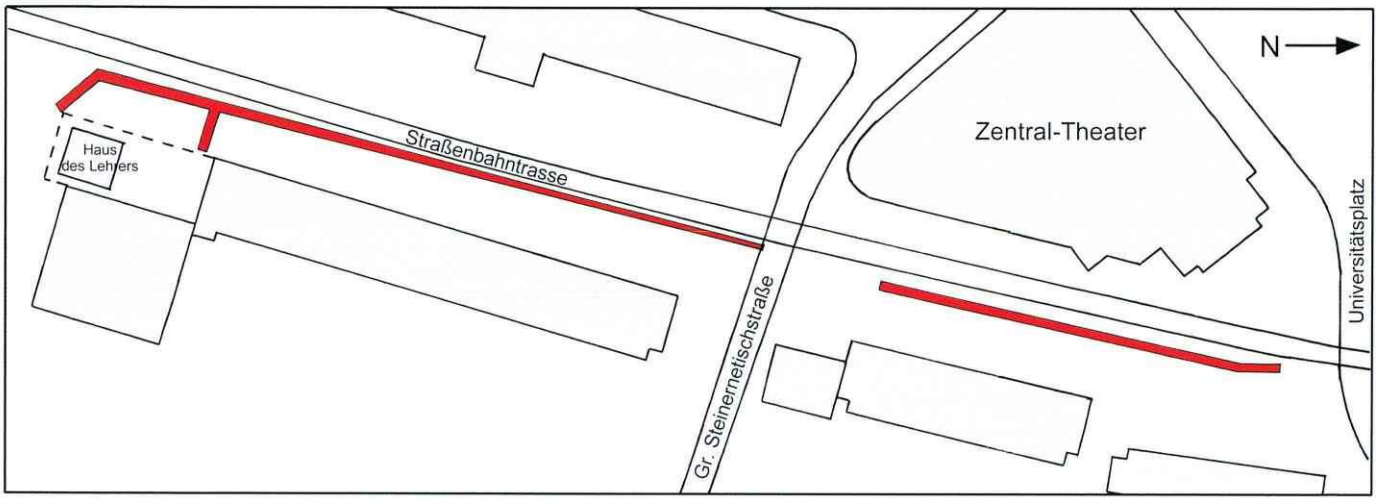


Abb. 1 Lage der Grabung am Nordabschnitt Ostseite des Breiten Weges.

10./11. Jahrhundert datiert werden. Nach seiner Verfüllung entstand hier eine überwiegend wirtschaftlich genutzte Siedlungsfläche des 11./12. Jahrhunderts. Von dieser wurden mehrere Gruben erfasst, von denen eine mit einer hölzernen Kastenkonstruktion verstärkt war. Zu diesen Befunden gehört auch ein großes Grubenhaus von fast 9m Länge aus dem 11. Jahrhundert. Dieses barg viele Funde wie Tierknochen, Äste, Lederstücke, Keramik und einige Holzdauben einer Schale (Abb. 4). Die Funktion der Gruben sowie die Nutzungsart des Grubenhauses sind jedoch nicht zu erschließen.

Städtische Besiedlungsspuren des Mittelalters

Im 12./13. Jahrhundert überdeckten erste Bodenbefestigungen in Form einer Kiesschotterung oder einer Lehmaufschüttung die vorangegangenen Besiedlungsspuren. Es handelt sich hierbei um den ersten ‚Straßenhorizont' des Breiten Weges aus der Zeit, als dieser in das Stadtgebiet Magdeburgs einbezogen wurde.

Die nördliche Stadterweiterung ist für das Jahr 1213 überliefert und schließt das Gebiet bis zur Großen Steinernen Tischstraße mit ein. Reste der Stadtmauer dieser Erweiterungsphase wurden jedoch nicht entdeckt. Sie befinden sich entweder unterhalb der heutigen Großen Steinernen Tischstraße oder wurden bereits zerstört.

Im Zuge der Stadterweiterung wurde es bald notwendig, eine eigene Pfarrkirche für den neuen Stadtteil zu errichten. Dies zog den Bau der Katharinenkirche nach sich, der im Jahre 1230 begonnen wurde. Der erste Bau war bereits nach zwei Jahrhunderten zu klein für die Gemeinde, so dass im Jahre 1468 das Kirchenschiff abgebrochen und bis 1481 ein neues, größeres erbaut wurde.

Spuren des ersten Kirchenbaues aus den 1230er Jahren konnten indirekt in Form von sieben Mauerausbruchgruben, die mit Steinbruch verfüllt waren, dokumentiert werden (Abb. 5). Diese Gräben lagen unmittelbar westlich des ‚Haus des Lehrers', also westlich des späteren Kirchenbaues aus dem 15. Jahrhundert. Sechs der Mauergräben waren annähernd West-Ost ausgerichtet, einer Süd-Nord. Sie gehörten zu einem ursprünglich 14,30 m breiten Bau (Abb. 6). Wenn es sich bei diesen Spuren tatsächlich um Teile des älteren Kirchenschiffes handelt, wäre der überlieferte Neubau doppelt so groß wie die alte Kirche gewesen. Zusätzlich müsste von einer Verschiebung des Kirchenbaus um einige Meter nach Osten ausgegangen werden. Für die alte Kirche waren nicht nur die in nächster Nähe vorkommende Grauwacke-Bruchsteine benutzt worden, sondern auch grünlicher Sandstein. Von beiden Gesteinen fanden sich Bruchstücke in den Mauerausbruchgräben sowie in einplanierten Schuttschichten der Umgebung. Der grünliche Sandstein kommt nicht in der Umgebung von Magdeburg vor, musste also von weiter her – eventuell aus Bernburg – eingeführt werden.

Abb. 2 Profilschnitt durch den Graben (dunkler Befund rechts im Bild). Hier schneidet er eine ältere Grube (heller, gefleckter Befund links im Bild).

Neben der neu gegründeten Pfarrkirche zeigten noch weitere Befunde einen Ausschnitt der frühen städtischen Aufsiedlung des 13./14. Jahrhunderts. Es handelt sich um zwei Gebäude(komplexe) sowie einen einfachen Erdkeller und einige Gruben. Von den beiden Gebäuden wurden die Keller erfasst, welche zum Teil bis ins 20. Jahrhundert hinein genutzt worden waren. Diese gehörten zu den Häusern mit den alten Hausnummern 85, 86 und 91, die beiden ersten entstanden gleichzeitig und sind wahrscheinlich zu einem Gebäudekomplex zu zählen.

Ihre Kellermauern bestanden aus sorgfältig bearbeiteten rötlichen Grauwacke-Bruchsteinen in einem lagig gesetzten Mauerverband. Die

Abb. 5 (unten rechts) Einer von sieben Mauerausbruchgräben, die wahrscheinlich zum ersten Kirchenbau der Katharinenkirche aus dem 13. Jahrhundert gehören.

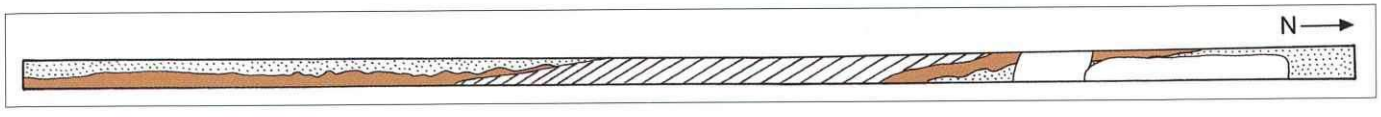


Abb. 3 (unten) Übersicht über den Verlauf des Grabens. Er wird unter anderem von einer Grube und einem Grubenhaus des 11. Jahrhunderts geschnitten. Legende: farbig ausgefüllt: Graben, gepunktet: natürlich anstehender Löss, schraffiert: moderne Störung

Raumecken sowie die in die Mauern eingelassenen Nischen und Schächte wurden mit größeren Blöcken eingefasst.

Die Keller wurden entlang der Innenseite ihrer Westwand erfasst. Nur einer von ihnen (alte Hausnummer 86) war auf gesamter Hausbreite erhalten (Abb. 7). Dieser Keller war mit seiner Breite von 14m der breiteste aller erfassten Keller und bestand ursprünglich aus zwei Räumen. Die Trennmauer der beiden Räume wurde in späterer Zeit weggerissen, so dass ein großer Raum entstand. Dieses Gebäude und das südlich anschließende wurde vermutlich im 13. Jahrhundert erbaut. Sie werden durch einige Keramikscherben, die aus der Baugrube des Gebäudekomplexes stammen, datiert. Demnach erbaute man die Gebäude in der Zeit kurz vor oder nach der nördlichen Stadterweiterung. In späterer Zeit wurde dann in beiden Kellern ein noch tiefer reichender Gewölbekeller eingebaut.

Die schriftliche Überlieferung (im *Häuserbuch der Stadt Magdeburg*) zur Bebauung des Breiten Weges beginnt im 17. Jahrhundert. Im Häuserbuch wird erwähnt, dass die beiden südlichen Gebäude mit den alten Hausnummern 85 und 86 bis in das 18. Jahrhundert zusammengehörten. Dies bestätigt den beschriebenen archäologischen Befund.

Die Oberfläche des damaligen Breiten Weges scheint zunächst aus einer dünnen Schicht Kieselsteine bestanden zu haben, die in einigen Bereichen im Süden des Schnittes erfasst wurde. Einen soliden Belag schuf man erst einige Zeit später - wahrscheinlich im 15. Jahrhundert - durch einen mehrere Zentimeter mächtigen Auftrag aus Grauwacke-Bruchstücken. (Abb. 8)

Auch die Ausbruchgruben der ersten Katharinenkirche waren mit diesem Grauwacke-„Pflaster" überdeckt. Es trat nicht nur im Umfeld der Kirche auf, sondern war partiell auf der gesamten Grabungsfläche bis zur Großen Steinernen Tischstraße und in ähnlicher Art auch bis zum Universitätsplatz nachweisbar. Es handelt sich um das erste ‚Pflaster' des gesamten Nordabschnittes des Breiten Weges, welches eventuell im Zuge der zweiten nördlichen Stadterweiterung der 1460er Jahre angelegt wurde. Bei dieser zweiten Erweiterung schloss man das Gebiet gen Norden bis an das Ende des heutigen wie damaligen Breiten Weges (am Universitätsplatz) mit ein.

Dadurch vergrößerte sich auch die Gemeinde der Katharinenkirche, so dass die Kirche – wie bereits erwähnt - vergrößert wurde. Der Neubau der Katharinenkirche durchlebte in den folgenden drei Jahrhunderten eine wechselvolle Geschichte von Zerstörung und Wiederaufbau. Die Kirche wurde schließlich in den 1960er Jahren, nachdem sie im zweiten Weltkrieg ausgebrannt war, endgültig abgerissen.

Abb. 4 Fundauswahl aus dem Grubenhaus des 11. Jahrhunderts: Reste von grau-schwarzen Keramikgefäßen sowie einige hölzerne Dauben einer Schale.

Das im 15. Jahrhundert neu hinzu gekommene Stadtgebiet wurde mit einer Mauer nebst Stadttor am Ende des Breiten Weges befestigt. Im Norden der Grabung, kurz vor dem Universitätsplatz, fanden sich Reste des Stadttorkomplexes: Das Krökentor und die Stadtmauer aus dem 15. Jahrhundert. Es wurden zwei zusammengehörende Mauern erfasst, die rechtwinklig zueinander standen. Die eine Mauer verlief parallel zum damaligen Breiten Weg, die andere annähernd West-Ost. Bei der zweiten handelte es sich um einen Teil der Stadtmauer. Beide Mauern waren lagig aus Grauwacke-Bruchsteinen errichtet, wobei die Außenseite der Stadtmauer sorgfältiger mit größeren Blöcken gestaltet war (Abb. 9). Die parallel zur Straße verlaufende Mauer war mit ihrer Breite von über 1,70m massiver (Abb. 10) als die Stadtmauer mit einer Breite von 1,60m. Hier sind die Reste der Toranlage erfasst worden. Die Ostseite des Tores begleitete innen eine 7m lange Mauer, die entweder als Begrenzungsmauer einen Durchgangsbereich in die Stadt flankierte oder zu einem Gebäude der Toranlage gehörte. Aufgrund der Lage und der Mächtigkeit des Mauerzuges müsste es sich im zweiten Fall um ein mehrstöckiges Gebäude mit kleiner Grundfläche gehandelt haben. In späterer Zeit wurde in diesen Eckbereich ein längs zur Stadtmauer gelegener 2,40m breiter Gewölbekeller eingezogen, der mehrere Male ‚modernisiert' wurde. Mehrere Fußbodenhorizonte und eine neu errichtete Seitenwand belegen dies. Der Gewölbekeller wurde bis zum Abriss des Torkomplexes im 19. Jahrhundert genutzt, in späterer Zeit auch als Flaschenlager, denn in einer zur Umbauphase gehörenden Grube fanden sich zahlreiche Wasserflaschen der Sorte ‚Piermont Water'.

Nördlich der Stadtmauer schloßen zwei nacheinander verfüllte Gruben oder Gräben an, die zu einem mauerbegleitenden Grabensystem gehört haben könnten. Leider gab es hier keine Funde für die Datierung.

Unter der Stadtmauer erhielten sich ferner Reste eines Fundamentausbruchgrabens, der eine ältere Mauer von 1 m Breite unbekannter Funktion belegte.

Städtische Besiedlungsspuren der Neuzeit

Von der ostseitigen Bebauung des Breiten Weges wurden die ältesten Gebäude aus der Stadterweiterungsphase bereits vorgestellt. Die meisten der dokumentierten Keller stammten jedoch aus späterer

Abb. 7 (oben) Die Innenseite der Westwand des größten Kellers mit der alten Hausnummer 86, der vermutlich in seiner Grundsubstanz aus dem 13. Jahrhundert stammt.

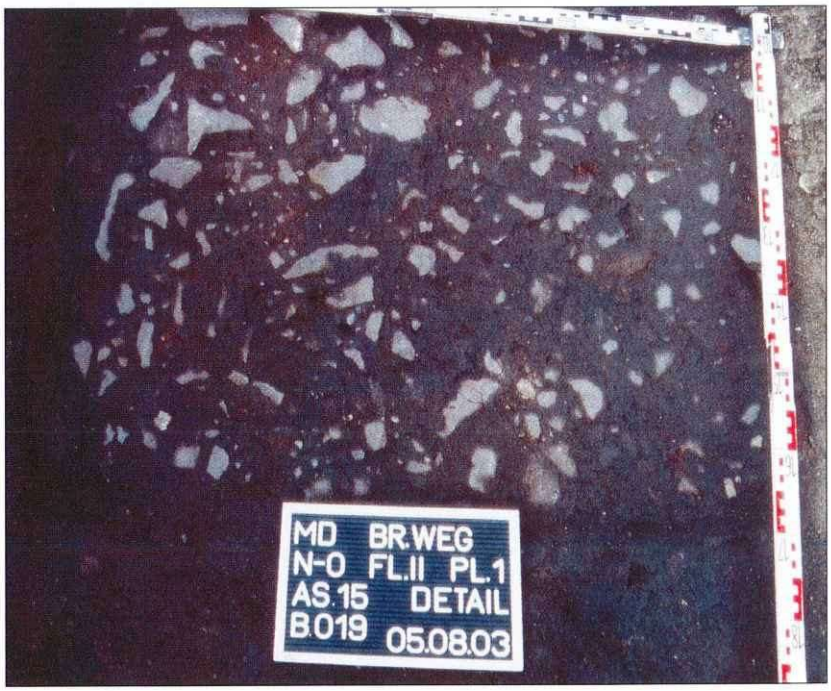
Abb. 8 Aufsicht auf einen Ausschnitt des Grauwacke-‚Pflasters'.

Abb. 6 (unten) Übersicht über die sechs West-Ost ausgerichteten Mauerausbruchgräben des ersten Kirchenbaues mit darüber verlaufender Pflasterschicht. Legende: farbig ausgefüllt: Mauerausbruchgräben, gepunktet: natürlich anstehender Löss, schraffiert: moderne Störungen

Zeit – größtenteils aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Während des Krieges wurden laut schriftlicher Überlieferung sehr viele Gebäude hier im nördlichen Stadtgebiet zerstört.

Eventuell belegen mehrere große Gruben, die mit Bauschutt und zerstörtem Keramikgeschirr des 17. Jahrhunderts gefüllt waren (Abb. 11), diese Kriegszerstörungen. Auch in späterer Zeit fielen einige Gebäude Bränden zum Opfer. Schriftlich belegt sind solche Zerstörungen im Häuserbuch der Stadt Magdeburg, welches 1631 begonnen wurde. Im Häuserbuch werden die Nutzung der Gebäude sowie ihre Inhaber genannt. Für die im Grabungsschnitt erfassten Gebäude mit den alten Hausnummern 84 bis 104 werden Brauhäuser, ein Backhaus sowie Ackerbürgerhöfe erwähnt. Weiterhin sind von einigen dieser Häuser die ehemaligen Namen bekannt (Nr. 84: „Bethge und Mädike", Nr. (85)/86: „Zum goldenen Pflugeisen" oder „Luhn im Pflugeisen", Nr. 91: „Zum goldenen Stern"). Das größte und bedeutendste Gebäude dieses Abschnittes ist die Nummer 85/86.

Dieses Gebäude bestand vermutlich bereits seit der Stadterweiterungsphase im 13. Jahrhundert. Hier wohnte auch von 1631 bis 1651 der damalige



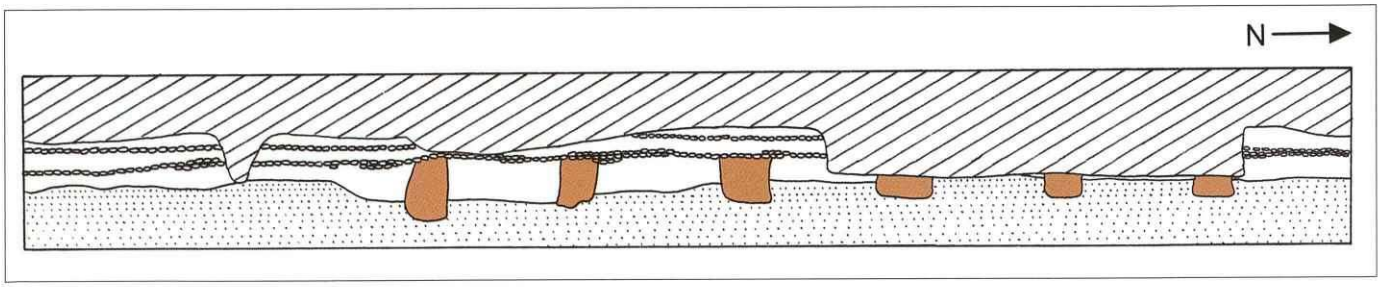


Abb. 11 Fundauswahl aus einer großen, mit Schutt verfüllten Grube des 17. Jahrhunderts: Reste von glasierten Keramik- und Steinzeuggefäßen.

Abb. 9 Außenseite der spätmittelalterlichen Stadtmauer.

Abb. 10 (rechts) Übersicht von Norden über die Nord-Süd-Mauer des Stadttorbereiches (im Vordergrund) sowie Reste der Bebauung des 19. Jahrhunderts (im Hintergrund).

Bürgermeister Georg Schmidt, ein Schwager Otto von Guerickes. Jener vergrößerte das Grundstück mit mehreren Zukäufen.

Die erfassten jüngeren Keller unterschieden sich in ihrer Beschaffenheit von den mittelalterlichen Gründungen. Sie bestanden entweder aus violetten Grauwacke-Bruchsteinen oder (meistens) aus klosterformatigen sowie später reichsformatigen Ziegelsteinen.

Die jüngsten Gebäude wurden nach dem Abriss der spätmittelalterlichen Stadtmauer um 1800 errichtet. Nur der westliche Torturm des Krökentores bestand noch bis 1850/60. Es siedelten sich an der Ostseite die Ackerbürgerhöfe 102 bis 104 an, von denen Teile freigelegt werden konnten.

Die jüngsten Funde der Grabung stammten aus den im 2. Weltkrieg zerstörten, mit Bauschutt verfüllten Kellerräumen. Vereinzelt fanden sich darin auch Gegenstände des täglichen Lebens wie Reichspfennige, Kinderspielzeuge (Murmeln, Plastikschiffe) und kleine Haarspangen. Im Haus Nummer 85 wurden Stapel von verbrannten Dokumenten, Urkunden und auch Liedernoten aus der Zeit der frühen 1930er Jahre geborgen. Da von den Urkunden viele Exemplare gleichen Inhaltes, aber mit verschiedenen ergänzten Namen auftraten, könnte es sich hier um Hinterlassenschaften eines Notars handeln.

Bildquellennachweis:

Abb. 1-2:	A. Pieper
Abb. 3:	A. Pieper/G. Mohr
Abb. 4-5:	A. Pieper
Abb. 6:	A. Pieper/G. Mohr
Abb. 7:	G. Mohr
Abb. 8-11:	A. Pieper

Einblicke in die neuzeitliche Befestigungstechnik

Ulf F. Ickerodt

meinem Vater zum 70.

Baubegleitung am Magdeburger Universitätsplatz

Wie kaum eine andere Stadt Europas ist die Landeshauptstadt Magdeburg durch die neuzeitlichen Befestigungsanlagen in ihrer Stadttopographie geprägt. Zahlreiche Kasernen, die Glacisanlagen oder auch die Bastionsreste des ausgehenden 17./beginnenden 18. Jahrhunderts drücken auch heute noch dem Stadtbild ihren Stempel auf.

Fährt man den Breiten Weg in nördliche Richtung durch das ehemalige Krökentor und betritt den Universitätsplatz an seinem südlichen Ende, so ist von all dem nichts mehr zu sehen. Völlig eben erstreckt sich heute der Platz nach Norden. Nur dem historisch Bewanderten ist noch bewusst, dass hier, unmittelbar zu seinen Füßen, die Reste der neuzeitlichen Befestigungsanlagen im Boden verborgen liegen.

Dabei ist es gerade einmal etwas mehr als 120 Jahre her, dass im Zuge der nördlichen Stadterweiterung der Bereich um die ehemalige Bastion Hessen einplaniert wurde. Damit hatte man die verbleibenden Reste zunächst vor weiterem Zugriff von außen geschützt. Mit der Umgestaltung des Magdeburger Universitätsplatzes und dem damit einhergehenden Tunnelbau ergibt sich nun die Gelegenheit, diese zuvor im verborgenen schlummernden Reste für kurze Zeit zu untersuchen.

Jede Bautätigkeit eröffnet der Bodendenkmalpflege aber nicht nur neue Einblicke und neue Erkenntnisse, sondern sie kann auch immer die vollständige Zerstörung des jeweiligen Bodendenkmals mit sich bringen. Die im Boden erhaltenen und sich über Generationen entwickelten Strukturen, müssen daher durch die Arbeit der Archäologen im Rahmen ihrer Dokumentationstätigkeit vor Ort für die Nachwelt gesichert werden. So entsteht einerseits im Laufe der Zeit ein mosaikartiges Bild - in diesem Fall des alten Magdeburgs. Andererseits ist die Geschichte der gemachten Beobachtungen, die hier erzählt werden soll, gleichzeitig auch die Geschichte einer kontrollierten Zerstörung. Bodendenkmale sind ein endliches Gut.

Mit der seit dem 08.03.2004 begleiteten *Umgestaltung des Universitätsplatzes einschließlich Tunnelbau* ergibt sich für die Bodendenkmalpflege ein Schaufenster in die Vergangenheit. Es ermöglicht die Geschichte im Bereich der nordwestlichen Befestigungsanlagen aber auch die der darauf folgenden Stadterweiterung des ausgehenden 19. Jahrhunderts erstmals anhand der Bodenquellen selber nachzuvollziehen [1].

Abb. 1 Blick in östlicher Richtung über den Universitätsplatz.

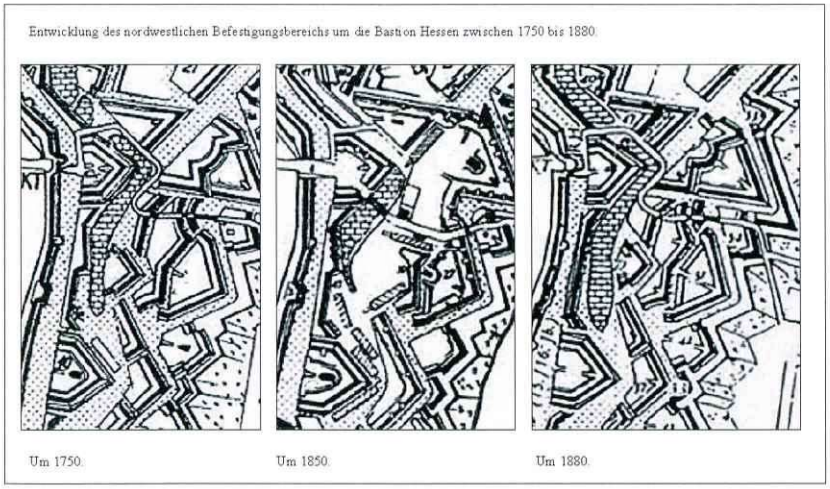


Abb. 2 Entwicklung des nordwestlichen Befestigungsbereichs um die Bastion Hessen zwischen 1750 bis 1880.

Das Untersuchungsgebiet liegt am nördlichen Kopfende des Universitätsplatzes im Bereich der Walther-Rathenau-Straße. Im Westen setzt es auf Höhe der Richard-Wagner-Straße bzw. dem Geschwister Scholl-Park ein und endet etwa auf Höhe der halben Strecke zur Ecke Gustav-Adolf-Straße (Abb.1).

Bereits der Tunnelneubau macht Schachtungsarbeiten von 350m Länge und 20,8m Breite bei einer Tiefe von bis ca. 7,6m sowie punktuelle Eingriffe bis zu 12,75m unter der Geländeoberkante, die bei ca. 53mHN liegt, notwendig.

Hinzu kommen weitere lineare Eingriffe in das Erdreich, wie die temporäre sowie die dauerhafte Verlegung zahlreicher Medien. Nicht direkt Bestandteil, aber kausal mit dem Projekt verbunden, ist die Verlegung der Straßenbahnschienen in dem Bereich der Listemannstraße und der Gustav-Adolf-Straße, die ebenfalls sporadisch begleitet werden konnten. Die archäologisch relevanten Erdarbeiten dauern voraussichtlich bis Ende August 2004 an.

Abb. 3 (von links) Blick von Norden über die Spitze der Bastion Hessen.
Herr Wendel (Fa. Ingenieurbüro für Bauvermessung) bei der Vorbereitung für das fotogrammetrische Aufmass der Bastion Hessen.

Abb. 4 Ulf Zimmermann (Fa. ITB) beim Freilegen der Bastion Hessen.

Abb. 5 Steve Kühnel und Sebastian Bergling (Fa. Spezialtiefbau) beim Freilegen der Bastion Hessen

Historische und technische Vorbemerkungen

Bevor man sich mit den Bodenfunden selbst auseinandersetzen kann, muss man sich mit dem übergeordneten geschichtlichen Rahmen beschäftigen. Von überregionaler bzw. gesamteuropäischer Bedeutung sind die militärtechnischen Entwicklungen, die seit dem ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit eine Veränderung der städtischen Befestigungsanlagen erzwingen.

Die seit dem 15./16. Jahrhundert aus Italien aufkommenden neuen Waffentechniken, insbesonders die der ballistischen Belagerungswaffen, machen die bis dahin funktionalen Stadtmauern aus militärischer Sicht nahezu bedeutungslos. Man kann mit den Geschossen einfach über die Mauern hinweg in die Städte hinein schießen. Auch sind die mittelalterlichen Stadtmauern in ihrer Struktur zu anfällig, da sie einfach zerschossen werden können.

Dieses führt zum Wandel der Stadtbefestigungsanlagen. Als Alternative zu den senkrecht aufragenden Stadtmauern entwickelte man Erdbefestigungswerke, deren Umfassungsmauern unter den Bauhorizont versenkt werden. Riesige Mengen an Erde werden verbaut, um von einer erhöhten Position aus sich den eigenen militärischen Vorteil zu sichern. Denn eine solche exponierte Lage bietet den eigenen Kanonen ein dem Feind überlegenes Schussfeld.

Im Kern des neuzeitlichen Befestigungsbaus steht die Bastion. Hierbei handelt es sich um ein aus dem Befestigungswerk vorspringendes, sturmfreies Bollwerk. Es soll bis in die vorgelagerten Gräben hereinragen, damit diese Bereiche im Falle einer Erstürmung durch das eigene Geschützfeuer bestrichen werden können. Bastionen besitzen einen fünfeckigen Grundriss. Bei ihren Flanken handelt es sich um die rückwärtigen, parallelen Schmalseiten, von denen aus sich die Bastionen gegenseitig Feuerschutz geben können. Ihre Rückseite, die Kehle, ist zur Stadtseite geöffnet. Die benachbarten Bastionen verbindenden Wälle nennt man Kurtinen.

Diesem topographischen Moment der Verteidigungsanlagen, dem Aufzug, wird das der räumlichen Staffelung beiseite gestellt. Die Verteidigungswerke in Form von Erdwällen, Schanzen und Bastionen werden so gestaffelt, dass man weiter vorne liegende Verteidigungswerke von den dahinter liegenden aus unter Beschuss nehmen kann. Zusätzlich sind die von Steinmauern gehaltenen Erdmassen nicht mehr so anfällig für den feindlichen Beschuss wie die senkrecht aufragenden Stadtmauern und können nicht mehr so einfach zerstört werden. Der heutige Geschwister-Scholl-Park[2] gibt einen eindrucksvollen Einblick in die Dimension der noch per Hand und Ochsenkarren ausgeführten Erdarbeiten und der sich daraus ergebenden strategischen Funktion.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund speziell die Magdeburger Entwicklung, so gilt es zuvor einige Ausgangsbedingungen zu klären. Im 12./13. Jahrhundert hat die heutige Altstadt ihre jetzige Ausdehnung erreicht und ist von einer Stadtmauer

Abb. 6 (links) Blick von Westen über die Lünette Hessen (Sven Kalberlah; Fa ITB).

Abb. 7 Gerd Kaluzer (Fa. ITB) bei der Dokumentationsarbeit im Bereich der Lünette Hessen.

umschlossen. Der Ausbau der Festung Magdeburg als Reaktion auf die neu aufkommenden Belagerungstechniken beginnt etwa gegen 1500. Im Rahmen des 30 jährigen Krieges wird Magdeburg 1631 durch Tilly zerstört. Die schwedische Regierung beauftragte Otto von Guericke mit der Schadensermittlung und der Wiederaufbauplanung, die auch teilweise umgesetzt wird. 1650 beginnt der Ausbau des am Krökentor gelegenen Hornwerks, bei dem es sich um eine weit ins Feld vorstoßende Erdanschüttung handelt, zur Bastion Hessen.

Mit dem Vertrag von Klosterberge fällt die Stadt dann 1666 an Preußen, das direkt mit dem Ausbau der Befestigungsanlagen beginnt, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt offiziell eigentlich noch nicht in preußischen Besitz übergegangen ist. Der Aus- und Umbau der Festung Magdeburg wird bis in die zweite Hälfte des 19. Jh. fortgeführt. Dabei erreicht die Staffelung der Verteidigungswerke insgesamt eine Tiefe von bis zu 100m. Dies führt dazu, dass die Fläche der die Stadt umgebenden Befestigungsanlagen zeitweise größer als der Stadtkern selber ist.

1688 beginnt man mit dem Ausbau der Enceinte. Dieser Begriff bezeichnet die Umwallung einer Festung, wobei hier in Magdeburg die innere bis 1713 und die äußere bis 1715 angelegt wird. Die innere Enceinte beinhaltet insgesamt elf Bastionen, die ihrerseits bis 1709 fertig gestellt werden, sowie die zwischen den Bastionsspitzen gelegenen Vorschanzen. Diese werden entsprechend der für den Festungsbau gültigen französischen Sprachregelung Ravelin genannt. Sie sollen die Verteidigung zwischen den Bastionen aufrechterhalten, indem sie Hauptwall und Stadt vor feindlichem Artilleriefeuer schützen. Ein Ravelin wird so angelegt, dass er im Falle der feindlichen Erstürmung von den flankierenden Bastionen aus von den Flankenbatterien ins Kreuzfeuer genommen werden kann. Daher muss er zwar niedriger als die zugehörigen Bastionen, aber mit Blick auf einen strategischen Vorteil, eine deutliche Erhöhung zum Umland aufweisen.

Insgesamt bedeutet diese „Umschnürung" Magdeburgs etwa seit den 1830er Jahren aus wirtschaftlicher Sicht ein starkes Handicap, da sie der Industrialisierung im Wege steht. Aus diesem Grunde versucht man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die infrastrukturellen Voraussetzungen zu schaffen. Diese Bemühungen münden in den 1880er Jahren in die Änderung der Verkehrsführung, die nicht mehr im weiten Bogen um die Festung herum geführt wird, sondern man legt die Straße direkt über den Bereich der Bastion Hessen (Abb.2).

Nach der Aufgabe der Befestigungsanlage werden im Rahmen der gründerzeitlichen Stadterweiterung Ende des 19. Jahrhunderts die im Rahmen des Festungsbaus verbauten Erdmassen einfach einplaniert. Daraus ergibt sich die Tatsache, dass die hier untersuchte Bastion Hessen noch nahezu ungestört unter dem heutigen Universitätsplatz erhalten geblieben ist. Die nun für die Bebauung freiwerdende Fläche im Bereich der ehemaligen Festungsanlagen wird mit einem aus festgelegten Querschnitten und rasterförmigen Baublöcken entlang des Straßenzuges aufgeteilt. In dieser Zeit, Ende des 19. Jahrhunderts, wird auch der damalige Kaiser Wilhelm Platz, der heutige Universitätsplatz, angelegt

Die archäologischen Beobachtungen

Kern der archäologischen Beobachtungen bilden die bisher an drei Punkten nachgewiesenen Reste der ehemaligen Bastion Hessen (Abb.3-5). Ihr Standort wurde mit bedacht gewählt, indem man

Abb. 8 Blick über den stark fragmentierten Mauerzug des Ravelin Hessen.

Abb. 9 Auf der linken Seite der Umfassungsmauer des Ravelin Hessen sind die massiven Planierschichten von bis zu 2,5 m Mächtigkeit zu sehen. Auf der rechten Seite ist die Ausgleichsschicht des 19. Jahrhunderts aus Grauwackebruch zu sehen.

Abb. 10 (rechs) Blick über die westlich des Ravelin Hessen liegende Kurtine.

die historische Relieffierung des Geländes Mitte des 17. Jahrhunderts in die Planung mit einbezieht. D.h., die Planer nutzen eine an der südlichen Flanke eines mittelalterlichen Steinbruchs verbliebene Grauwackerippe aus. Darüber werden die durch eine einschalige Bruchsteinmauer gehaltenen Massen anplaniert.

Ziel der Planung ist es, den mit dem neuzeitlichen Befestigungsbau verbundenen nicht unbeträchtlichen Arbeitsaufwand bereits im Vorfeld zu reduzieren. Gleichzeitig stellt der Steinbruch mit seinem historisch gewachsenen Relief ein Hindernis dar, das die Straße von der Bastion trennt.

Das Schalmauerwerk, wie auch der Kern, besteht zum allergrößten Teil aus Grauwacke (ca. 90%) [3]. Die Sichtseite des Schalmauerwerks ist recht gut zugearbeitet. An der Innenseite konnte man auf eine zweite Mauerschale verzichten. Der Mauerkern besteht aus grobem Bruch, den man zumeist in einen „Sandmörtel" geschüttet hat. Um dem Erddruck standzuhalten weicht das Mauerwerk um ca. 12° von der Senkrechten ab. Die im Bereich der Gustav-Adolf-Straße gesehenen Reste Bastion Mark entsprechen hinsichtlich des verwandten Steinmaterials und des Mörtels dem zuvor beschriebenen. Bei den anplanierten Erdmassen, die das Herz der Bastion darstellen, handelt es sich in der Hauptsache um Grauwackebruch und –grus, die mit Blick auf die rötliche Färbung der Grauwacke aus der nächsten Umgebung stammen dürfen.

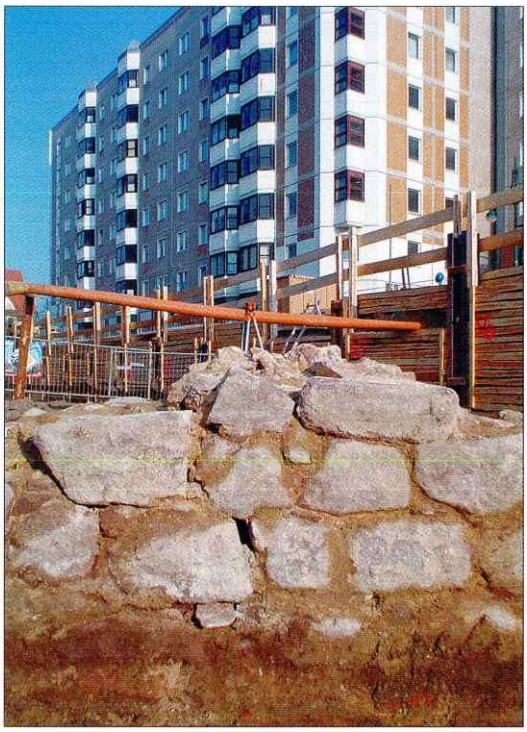


Abb. 11 Blick von Osten über die Reste der Befestigungsmauer der nach Magdeburg herein führenden Straße.

Abb. 12 (rechs) Befestigungsmauer der westlichen Grabenseite des Ravelin Hessen.

Im Zuge der Umstrukturierung des Bereiches in Verlängerung des Breiten Wegs, um eine für Industrie und Wirtschaft geeignete Ausfallstraße nach Nordwesten hin zu haben, planierte man den nördlich der Bastion Hessen gelegenen Bereich mit Grauwackebruch und –grus ein. Aus dieser Schicht stammen auch einige wenige datierbare Funde der ansonsten sterilen Planierschichten. Besonders bemerkenswert ist hier die fast vollständig erhalten Steingutflasche mit der Aufschrift, *Dem Krankenhaus gestohlen*, die diese Schicht in das ausgehende 19. Jahrhundert datiert.

Westlich der Bastion Hessen finden sich die Reste der Lünette Hessen (Abb.6-7), die nur noch sehr fragmentarisch erhalten sind. Grund hierfür sind neben dem modernen Medienbau insbesonders die historisch verbürgten Umstrukturierungsmaßnahmen (Abb.2). Auch hier lässt sich die festungsübergreifende Homogenität sowohl hinsichtlich der verarbeiteten Materialien als auch der Konstruktion erkennen.

Neben der Bastion konnte der Ravelin Hessen erfasst werden (Abb.8). Er liegt etwa mittig zwischen den Bastionen Hessen und Mark. Vorbereitend wurde das Gelände unter Verwendung von Grauwackebruch und –grus sowie Magdeburger Grünsand um ca. 2,5m aufplaniert. Dann hat man lediglich die Krone des anplanierten Sediments in Grauwackemauerwerk gefasst. Auch hier handelt es sich um ein einschaliges Bruchsteinmauerwerk, dessen Kern aus unbearbeitetem Grauwackebruch besteht. Die ursprüngliche Höhe ist mit archäologischen Mitteln nicht zu erschließen, da der Ravelin bereits Mitte des 19. Jahrhunderts planmäßig geschleift worden ist (Abb.2). Hierzu wurde der Grabenbereich mit Grauwackebruch angeböscht und die Ravelinkrone abgetragen. Darüber befindet sich ein mehrere Zentimeter starker Bodenhorizont, der die baulichen Reste, aber auch die hiergegen anplanierte Ausgleichsschicht aus Grauwackebruch großflächig überdeckt (Abb.9).

Daneben wurden die Reste von den Kurtinen (Abb.10) und einer die Westseite des Weges um die Bastion flankierenden Mauer entdeckt (Abb.11), die hier nur summarisch erwähnt werden sollen. Auch hier handelt es sich um einschaliges Grauwackemauerwerk, dass auf die gleiche Art und Weise wie die Bastion, die Lünette und der Ravelin Hessen ausgeführt wurden (Abb. 12).

Anmerkungen:

[1] An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Beteiligten, inbesondere bei A. Kasprzok (Fa. ITB), A. Wichert (Eurovia) und U. Nadolny (Spezialtiefbau), für die freundschaftliche Unterstützung bedanken. Darüber hinaus bin ich Frau Mai und Herrn Dr. Mai für ihren Einsatz am und in Vorbereitung zum „Tag der offenen Tür" am 29.05.2004 außerordentlich verbunden.

[2] Hierbei handelt es sich um den ehemaligen, im Rahmen einer Gartenbauausstellung 1895 auf dem Gelände der ehemaligen Bastion Braunschweig angelegten Königin-Luise-Garten.

[3] An dieser Stelle möchte ich mich bei den Diplom-Geologen Herr Hartmann, Herrn Schönberg und Herrn Model für die Bestimmung der Mauersteine bedanken (Sandstein 1-2%, Quarzit 1-2%, Konglomarat ~5%, Ziegel <1%, Arkose <1%).

Bildquellennachweis:

1-12: Landesamt für Denkmalpflege Archäologie

Die Gräber vom Wallonerberg 5 – Ein Bestattungsplatz aus den Jahren 1690 bis 1827

Karin Rathje und Thomas Weber

Das Augustinerkloster mit der Wallonisch Reformierten Kirche (seit 1689) an der Südseite des Wallonerberges wurde am 16. Januar 1945 ein Raub der Flammen. Die Häuser an der Nordseite der Straße blieben hingegen weitgehend erhalten. Zu ihnen gehörte mit der Hausnummer 5 ein Bruchsteingemäuer mit aufgesetztem Fachwerk-Obergeschoss. Dieses jahrzehntelang nicht genutzte Gebäude drohte nun zu zerfallen. Es kam schließlich zum Umbau. Das Fachwerk wurde erhalten und durch ein Weinrestaurant belebt. Der anschließende Neubau sah für die Gartenfläche des Innenhofes eine Tiefgarage vor. Aus lokaler Überlieferung war bekannt, dass in diesem Bereich nördlich der Wallonerkirche einst der Friedhof der Wallonisch Reformierten Gemeinde existierte (Abb. 1-2). Diese Gemeinde der Refugées (französischen Hugenotten) hatte sich nach der Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes durch Ludwig XIV. von Frankreich (1685) ‚am Wallonerberg' gebildet. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1640-1688) hatte den Exilanten Gastfreundschaft in seinem Herrschaftsbereich angeboten, um die durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkerten Lande nicht zuletzt auch wirtschaftlich voranzubringen. Für die Ansiedlung in Brandenburg-Preußen wurden weitgehende Privilegien in Aussicht gestellt, darunter auch eine ziemlich umfassende Selbstverwaltung. Außer den Wallonen waren auch Pfälzer aus dem in den Kriegen mit Ludwig XIV. heimgesuchten linksrheinischen Gebiet in Magdeburg angekommen. Ihre Kolonien bildeten bald Zentren des ökonomischen Aufschwungs in dieser 1631 total zerstörten Stadt. Der reformierte Glaube und im Fall der Wallonen die französische Sprache (die sich im Umgang der Koloniemitglieder untereinander bis in die napoleonische Zeit erhielt) führten zu einem eigenständigen Leben der Kolonien und damit, soweit die Kirchenbücher dies bezeugen, zunächst zu bevorzugten Heiraten untereinander. Anonymus (1939, 91) berichtet von ausschließlich wallonischen Heiraten bis 1699. Es folgten: eine Heirat wallonisch-deutsch von insgesamt 14 zwischen 1700 und 1709, 14 von 105 zwischen 1710 und 1710, 14 von 90 zwischen 1711 und 1720, 20 von 81 zwischen 1721 und 1730, 26 von 70 zwischen 1731 und 1740 bis hin zu 52 von 62 zwischen 1791 und 1800. Es entstand - jedenfalls anfänglich - ein genetisches Isolat.

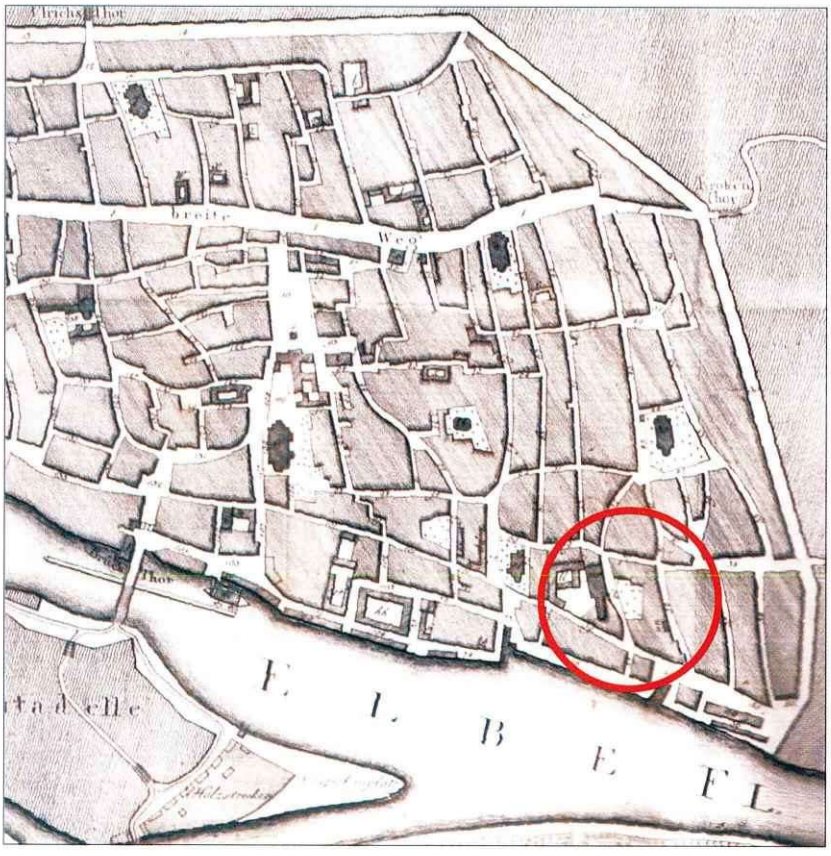


Abb. 1 Ausschnitt aus dem Plan von Costenoble (1798) nach Berghauer (1800, 91) mit Kartierung des "Französische(n) Kirchhof(s) ... gegenüber der Wallonerkirche".

Diese Umstände ließen es geraten erscheinen, der drohenden Zerstörung des bis zum Jahre 1827 genutzten Friedhofs eine Dokumentation vorangehen zu lassen. Ab 1827 wurde der Nordfriedhof außerhalb der Magdeburger Festungsmauern angelegt, so dass es danach nur noch zu sporadischer Nutzung der innerstädtischen Kirchhöfe gekommen war.

Die Ausgrabung am Wallonerberg fand zwischen dem 15. 11. 1995 und dem 14. 3. 1996 statt. Auf der Grabungsfläche wurden beinah ausschließlich Gräber gefunden. Um Tiefe und Ausrichtung der am höchsten im Boden liegenden Skelette festzustellen, wurden zunächst zwei Suchschnitte angelegt, die eine erste Tiefe der Skelette von 1,3 m unter der heutigen Oberfläche ergaben. Mit dem Bagger wurde sodann eine etwa 1 m dicke Bodenschicht abgetragen.

Die Präparation und Darstellung der einzelnen Teile der Skelette erfolgte im Planum. Später musste diese Technik aufgegeben werden, da die Gräber zu dicht neben- und übereinander lagen. Im Regelfall war es zweckmäßig, nur jeweils ein Grab freizulegen, damit genügend Arbeitsraum um das Skelett erhalten blieb.

Die Grabung erfolgte unter den schwierigen Bedingungen eines harten Winters (Abb. 3). Es konnte nur unterm Zelt (7 x 9 m) gearbeitet werden. Mit Ölradiator und Heißluft wurde es Tag und Nacht beheizt, damit der Boden frostfrei blieb. Trotz die-

ser Maßnahmen war der Boden morgens häufig bis zu 20 cm tief gefroren und konnte nur nach mühsamem Aufhacken bearbeitet werden. Arbeiten außerhalb des Zeltes waren überhaupt nicht möglich. Die ständige Kälte und Dunkelheit sowie die beengten Verhältnisse im Zelt behinderten die Geschwindigkeit und die Qualität der ordnungsgemäßen Dokumentation.

Die Grabungstechnik war anthropologisch ausgerichtet. Die Skelette wurden nach anatomischen Gesichtspunkten ergraben, d.h. es wurden vor Ort soweit möglich Alter und Geschlecht bestimmt.

Andere Befunde als Gräber waren demgegenüber selten. Es gab drei Schuttkuhlen, die vornehmlich Ziegel, Steine und Mörtel enthielten. Außerhalb dieser abgrenzbaren Befunde traten nur Streufunde auf. Die Oberfläche des Friedhofes hatte sich im Laufe des Belegungszeitraumes erhöht. Die am tiefsten gelegenen Gräber fanden sich etwa 3,5m unter dem heutigen Niveau. Die unerwartete Dichte der Bestattungen (in mehreren "Stockwerken" übereinander) führte dazu, dass nicht alle Gräber untersucht werden konnten. Im Rahmen der Ausgrabung wurde eine Stichprobe von rund 130 Individuen ergraben.

Am Wallonerberg wurde grundsätzlich in West-Ost-Richtung mit dem Kopf nach Westen bestattet. Die Längsachsen waren leicht variabel. Es kamen sowohl Achsenverschiebungen nach Norden als auch nach Süden vor. Die Verteilung der Gräber in der Fläche schien nicht ganz zufällig. So kamen überdurchschnittlich häufig mehrere nebeneinander liegende Gräber vor. Es handelte sich jedoch nicht um exakte Anordnungen der Bestatteten in Reihen. Überschneidungen von Gräbern wurden von den Bestattern hingenommen. Knochen von Individuen, deren Gräber dennoch zerstört wurden, wurden gesammelt. Sie lagen über den Gräbern angeordnet. Bestattet wurde in gestreckter Rückenlage in viereckigen hölzernen Särgen. Die Arme lagen im allgemeinen neben dem Körper, in den tieferen Bestattungen auf dem Becken. An einigen Skeletten fanden sich Puppen- oder Eihüllen von Insekten. Das Vorhandensein solcher Puppenhüllen kann zweierlei bedeuten: Die Leiche wurde längere Zeit aufbewahrt oder die Bestattung erfolgte im Sommer. Die jüngsten Bestattungen wurden vom heutigen Oberflächenniveau eingetieft. Sie lagen einen bis anderthalb Metern unter der Erde. Die ältesten Bestattungen lagen tiefer im Boden, etwa 3, 5 m. Es ist unmöglich Grabgruben mit solcher Tiefe auszuheben, daher musste das Gelände erhöht worden sein. Für diese Theorie spricht, dass in etwa einer Tiefe von 2,1 m erneut Kindergräber auftauchten. Gräber von Säuglingen werden wenig eingetieft. Es schlossen sich direkt Bestattungen von Kindern der Altersgruppe 1-6 Jahren in einer Tiefe von 2,10 bis 2,60 m an. Ob dieser Bodenauftrag einmalig oder laufend erfolgte, war nicht zu klären. Die im Boden gefundenen Reste von Kulturgut waren in dieser Frage ebenfalls nur begrenzt hilfreich. Sie sprachen zwar für ein höheres Alter der tieferen Schichten, konnten aber keine eindeutige Stratigraphie deutlich machen.

Die Skelette zeigten unterschiedliche Erhaltungszustände. Grundsätzlich kamen alle Erhaltungsformen von vollständig erhaltenen, unzerbrochenen Knochen über zerbrochene, mürbe und zu Mehl vergangene Knochen, bis hin zu mit dem Auge nicht mehr nachweisbaren Resten vor. Dabei konnten an einem Skelett mitunter unterschiedliche Erhaltungsformen beobachtet werden. Neben den knöchernen Überresten kamen am Wallonerberg 5 besonders häufig Reste von Kopfhaaren vor (Abb. 4). Diese hatten sich entweder im Verbund mit Stoffresten und / oder mit kupferhaltigem Metall, z. B. Bronze, erhalten. In vielen Fällen lagen an oder in den Haaren Tausende von Insekteneiern oder Puppenhüllen von Insekten.

Der Erhaltungszustand konnte mit verschiedenen Umständen korreliert werden: Zu einer mehligen Substanz vergangene Knochen fanden sich überdurchschnittlich häufig im Thorakalraum und am Schädel sowie unmittelbar auf Resten von Sargholz. Erhaltene Haare und andere organische Reste kamen nur vor, wenn in unmittelbarer Nähe Holz zu finden war. Sehr gut erhaltenes Skelettmaterial fand sich ausschließlich, wenn ein hölzerner Sarg nicht nachweisbar war oder ein vorhandener Sarg sehr stark dekompostiert war. Die unterschiedlichen Erhaltungszustände sind somit auf Unter-

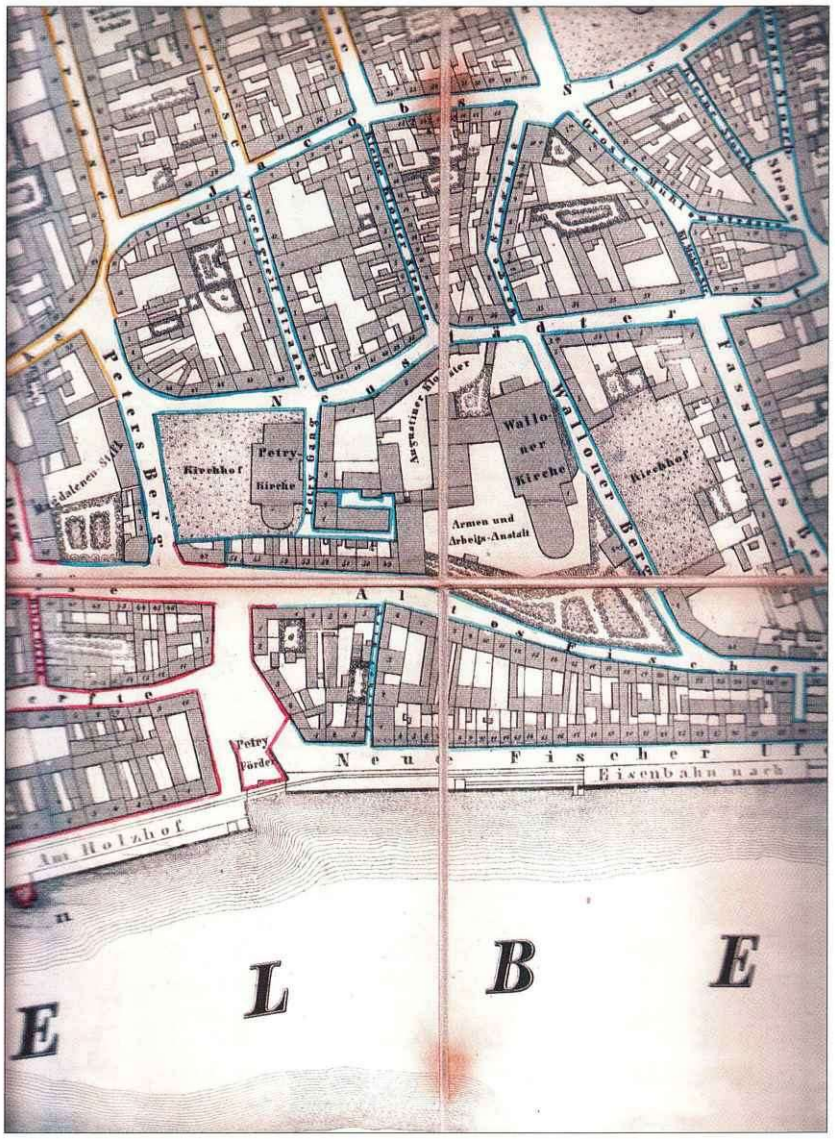


Abb. 2 Ausschnitt aus dem Plan von Kammer (ca. 1860) mit Kartierung des "Kirchhof(s)" nördlich des "Walloner Berg(es)"

Abb. 3 Magdeburg, Walloner Berg 5. Grabungsfläche. Die Dicke der humosen Schicht vom anstehenden Löss bis zur Oberfläche zeigt, dass im Luafe der Belegung des Friedhofs ein Bodenauftrag stattgefunden haben muss.

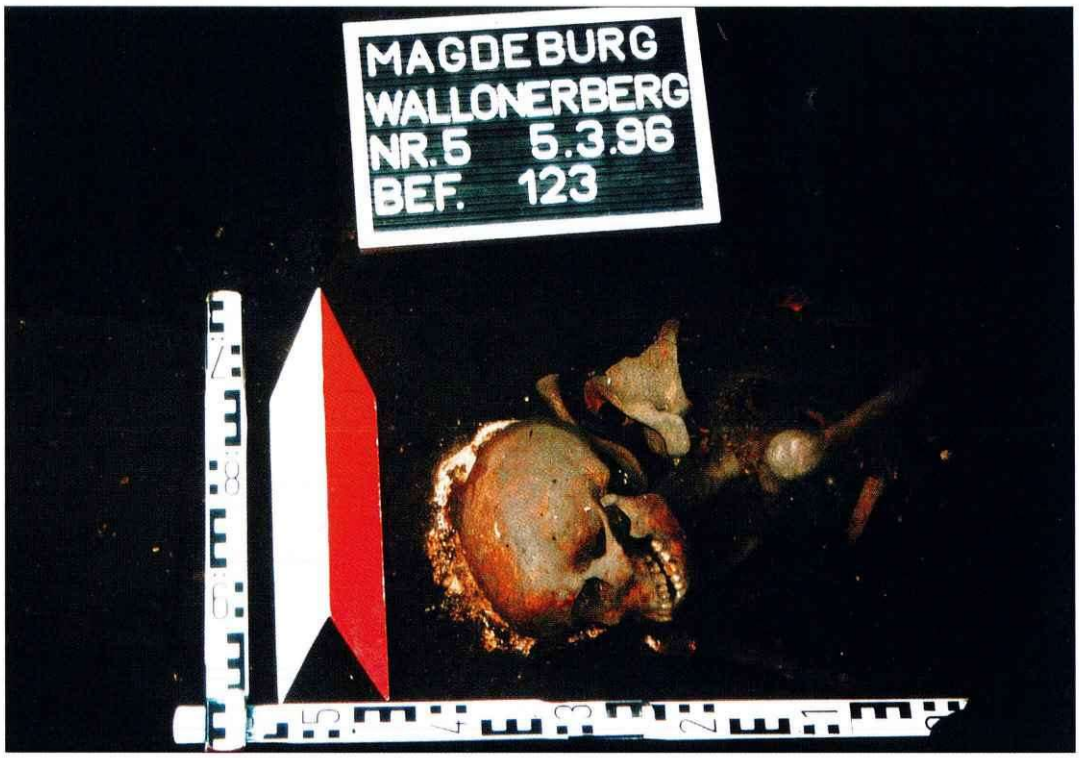


Abb. 4 Magdeburg, Walloner Berg 5. Grab Befund 123 mit erhaltenen Kopfhaaren

schiede im kleinräumigen Liegemilieu zurückzuführen. Nicht die generellen Bodenbedingungen des ergrabenen Geländes haben hier den Ausschlag gegeben. Vielmehr haben unterschiedliche Liegebedingungen der einzelnen Individuen eine Rolle gespielt. Die Erhaltung von Haaren bei gleichzeitiger Zerstörung der Knochen in Sargbestattungen mit Holzerhaltung, legt nahe, dass ein saures Liegemilieu vorgelegen hat. Als Ursachen spielten einerseits die Freisetzung von Säuren (vermutlich Huminsäuren) bei der Kompostierung des Sargholzes (Raven et al. 1987, 604), andererseits aber auch die frühe Verwesungsphase eine tragende Rolle.

Diese Bedingungen begünstigten z. T. auch die Erhaltung von Trachtbestandteilen. Vorhanden waren Reste von Stoffen, häufig im Verbund mit kupferhaltigem Metall. Der am Metall haftende Stoff war z.B. mit Stecknadeln zusammengesteckt. Teilweise waren noch Nähte erkennbar. Vereinzelt fanden sich Manschettenknöpfe aus Metall (ebenfalls grün verfärbt), in einem Fall mit eingesetztem Stein. Knöpfe aus anderen Materialien, graues Metall, Eisen und Knochen waren sporadisch vorhanden. Von der Kleidung waren außerdem metallene kleine Schließhaken und grün ausblühende Ösen vorhanden. Häufig fanden sich in Kopfnähe Spiralen aus kupferhaltigem Metall mit einem Durchmesser von 1 - 5 mm, die vermutlich einem Kopfschmuck – einer Totenkrone - zuzuordnen sind. Teilweise kamen Troddeln oder an Spiralen befestigte Perlen vor. Ein Kind hatte einen Kopfschmuck aus metallenem Blattwerk. Die Haare waren in einem Fall geflochten und in einem anderen mit einer ca. 10 cm langen Haarnadel zusammenge-

Abb. 5 Magdeburg, Walloner Berg 5. Grab Befund 75 mit erhaltenen Sargresten.

halten. Teilweise hatten die Individuen auch Schmuck um. Es fand sich eine Halskette aus schwarzen Perlen unbekannten Materials (Durchmesser ca. 6- 7 mm) aber auch hohle Perlen (Durchmesser ca. 4mm - vermutlich aus Glas) und kleine, bunte, gläserne Perlen. Einige Individuen trugen Ohrringe.

Die Individuen waren in viereckigen Särgen bestattet, die mit eisernen Nägeln zusammengehalten wurden. Einige Särge wiesen runde Holzfüße, die als dunkle Verfärbungen im Boden sichtbar waren, oder eiserne Griffe auf. In vielen Särgen waren Reste einer Auskleidung vorhanden. Häufig wurden Holzspäne, in einem Fall Watte, verwendet. Es kamen aber auch andere, nicht mehr zu identifizierende Materialien vor. An den inneren Rändern des Sarges fanden sich häufig Stecknadeln aus kupferhaltigem Material. Vermutlich wurde mit ihnen ein Tuch zur Sargauskleidung festgesteckt. Das Holz war zum Zeitpunkt der Grabung im allgemeinen rotbraun verfärbt und morsch bis torfig (Abb. 5). Erkennbar war eine langfaserige Holzstruktur. Es handelte sich möglicherweise um Pappel. Pappel ist ein schnell nachwachsender Rohstoff und Holz geringer Qualität und somit niedrigen Preises. Es kommt hautsächlich an Flüssen und Bächen vor, wäre also durch die Nähe der Elbe auch örtlich leicht verfügbar gewesen.

Die Särge aus Pappelholz waren nur durch rotbraune, torfige Spuren nachweisbar. Es gab aber auch viele Gräber ohne jeglichen Nachweis eines Sarges. Dies kann verschiedene Ursachen haben. Denkbar wäre unter anderem Särge aus anderen Holzarten, aber auch Bestattungen im Totentuch müssen erwogen werden.

Literatur:

Anonymus, Die Wallonisch-Reformierte Gemeinde zu Magdeburg. Hg. vom Presbyterium. Magdeburg 1939.

Berghauer, J. C. F., Magdeburg und die umliegende Gegend. Erster Teil. Magdeburg 1800.

Raven, P. H., R. E. Evert & Curtis, H., Biologie der Pflanzen. Dt. v. R. Langenfeld-Heyser, 2. Aufl. Berlin / New York 1987.

Bildquellennachweis:

Abb. 1: Plan von Costenoble (1798) nach Berghauer (1800, 91)
Abb. 2: Ausschnitt aus dem Plan von Kammer (ca. 1860) mit Kartierung des "Kirchhof(s)"
Abb. 3-5: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie

Archäologische Ausgrabungen in der Johanniskirche zu Magdeburg

Michael Krecher

Bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhundert wurden Forderungen und Pläne geäußert, die Pfarrkirche St. Johannis Evangelista archäologisch zu ergründen. Neben dem Magdeburger Dom und dessen Umfeld bildet die Johanniskirche einen weiteren, wichtigen Eckpfeiler der Stadtgeschichte Magdeburgs. So diente sie als Hauptpfarrkirche, Ratskirche und auch als Garnisonskirche. Darüber hinaus wurde und wird der Sakralbau mit frühen schriftlichen Quellen in Verbindung gebracht, die zumindest in die ottonische Zeit, eventuell in die karolingische Zeit verweisen. Die Verluste sowohl an Bausubstanz als auch an schriftlichen Quellen während des dreißigjährigen Krieges und anderer Brandkatastrophen schließt eine rein historische Aufarbeitung der Kirchengeschichte aus. Die damalige Forderung des Historikers P.J. Meier, nach Grabungen sowohl im Inneren der Kirche als auch im Bereich des alten Brücktors durchzuführen, erschien also durchaus gerechtfertigt, zumal die frühen Domgrabungen unerwartete Aufschlüsse erbrachten.

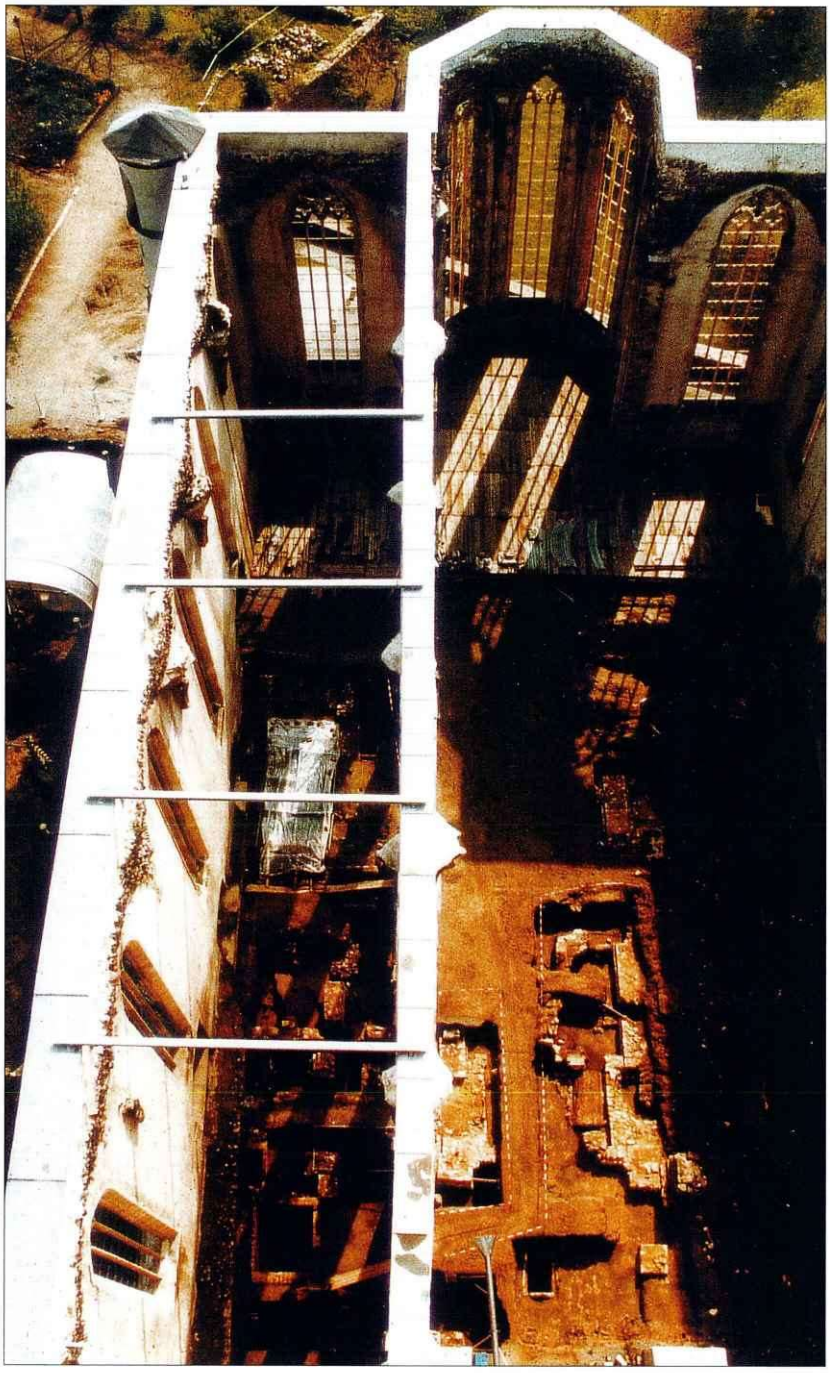


Abb. 1 Blick in die Kirche während der Ausgrabung

Paradoxerweise ermöglichte erst eine neue, massive Zerstörung einen Einblick in die „Unterwelt" der Johanniskirche. In den Bombennächten des 2. Weltkrieges wurde das Gebäude insgesamt schwer beschädigt.

Erste archäologische Untersuchungen konnten von dem Magdeburger Archäologen Ernst Nickel unter widrigen Nachkriegsbedingungen durchgeführt werden. Grabungen im Bereich des Johannisfriedhofes sowie des Chores ergaben u. a. die Freilegung der romanischen Krypta. Mit der Bildung des „Kuratoriums für den Wiederaufbau der Johanniskirche" von 1991, konnten dann weitere archäologische Maßnahmen geplant und verhandelt werden. Unter der Leitung des Hallenser Archäologen Olaf Schröder wurden dann in den Jahren 1992/93 größere Sondagen durchgeführt, bei denen vier frühe Bauphasen dokumentiert und relativchronologisch zugeordnet werden konnten. Die darauf folgende Grabung in den Jahren 1997/98 nahm die bisherigen Ergebnisse und Vermutungen als Ausgangspunkt. Die nun anstehenden Baumaßnahmen ermöglichten u. a. eine großflächige Aufdeckung des nördlichen Seitenschiffes sowie des nördlich anschließenden, ehemaligen Johannisfriedhofes. (Abb. 1)

Der folgende Aufsatz möchte dem interessierten Leser eine Zusammenfassung der archäologischen Grabungsergebnisse vermitteln. Gleichwohl muss darauf hingewiesen werden, dass eine vollständige Auswertung des archäologischen Materials als auch der historischen Quellen noch aussteht. Eine interessante Zusammenstellung der Daten hinsichtlich der Johanniskirche findet sich in Band 71 dieser Reihe, „Kirchen und Klöster zu Magdeburg", von H. J. Krenzke. Informativ gestaltet sich auch ein Besuch der Johanniskirche. Teile der Ausgrabungen im Bereich der Krypta und dem nördlichen Seitenschiff sind zugänglich und mit Schautafeln versehen.

Der Beginn des Kirchenbaues – Die ältesten Bauphasen I und II

Die Stadtkirche St. Johannis gehört mit ihren Vorgängerbauten zu den ältesten Kirchenbauten der Stadt Magdeburg. Allgemein wird sie mit der um 941 n. Chr. genannten „ecclesia plebeia" gleichgesetzt. Für 946 und 1015 n. Chr. sind auch die Namen „ecclesia popularis" und „ecclesia mercatorum" überliefert (Abb. 2).

Erst um 1170 n. Chr. wird die Kirche in einer Schenkungsurkunde mit dem Patronat St. Johannis Evangelista in Verbindung gebracht. Der in der Urkunde genannte Name lautet: „ecclesiam forensem in Magdeborg in honore beati Johannis evangelistae consecratam". Die hiesige Stadtkirche und ihre Vorgängerbauten führten also die Bezeichnungen Volkskirche, Marktkirche und Johanniskirche. Dass der Patronatsnamen schon vor 1170 in Gebrauch war, ergibt sich aus einem Hinweis auf den Johannisfriedhof um 1164. Eine weitere Schriftquelle verbindet Kirche und Patronat bereits für das Jahr 1022.

Bei den archäologischen Ausgrabungen konnten tatsächlich früheste Baustrukturen im östlichen Mittelschiff freigelegt werden. Dabei handelt es sich um zwei aus Bruchsteinen gesetzte Apsiden, die in ihrer Breite das ehemalige Mittelschiff der romanischen Basilika einnehmen (Abb. 3). Desgleichen wurden auch im westlichen Abschnitt des Mittelschiffes ältere Fundamentgräben und Mauerführungen nachgewiesen. Diese lassen sich jedoch nicht direkt mit den dokumentierten Apsiden verbinden. Somit ist eine Rekonstruktion der älteren Bauphasen derzeit nicht möglich. Vermutlich gehörte die ältere, äußere Apsis zu einer Saalkirche. Die jüngere, innen liegende Apsis könnte dagegen Teil einer Saalkirche mit Querhaus sein.

Die Länge der Kirchenschiffe wird vermutlich zwischen 20 m und 26 m liegen, die Breite ist mit mindestens 6,50 m zu veranschlagen. Die Ausrichtung der Gotteshäuser stimmt sowohl mit der romanischen Basilika als auch mit der heutigen, spätgotischen Hallenkirche überein. Die Datierung der zwei Bauphasen erscheint bisher nicht gesichert. Meiner Meinung nach gehören die Gebäude dem 11. Jahrhundert an, wobei eine Datierung sowohl in das 10. Jahrhundert als auch in die 1. Hälfte des 12. Jahrhundert nicht auszuschließen ist. Der in Bauphase II neben anderen verwendete Kalksinter, wurde in Magdeburg primär vom 10. bis ins 12. Jahrhundert als Baustein genutzt.

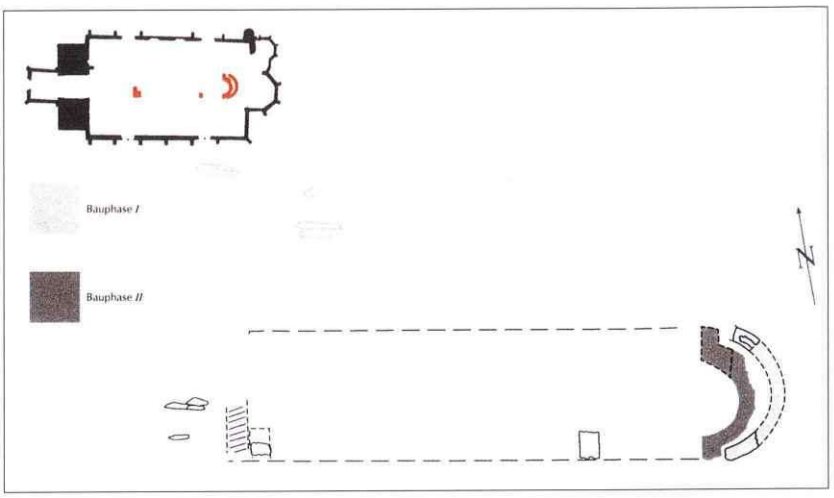
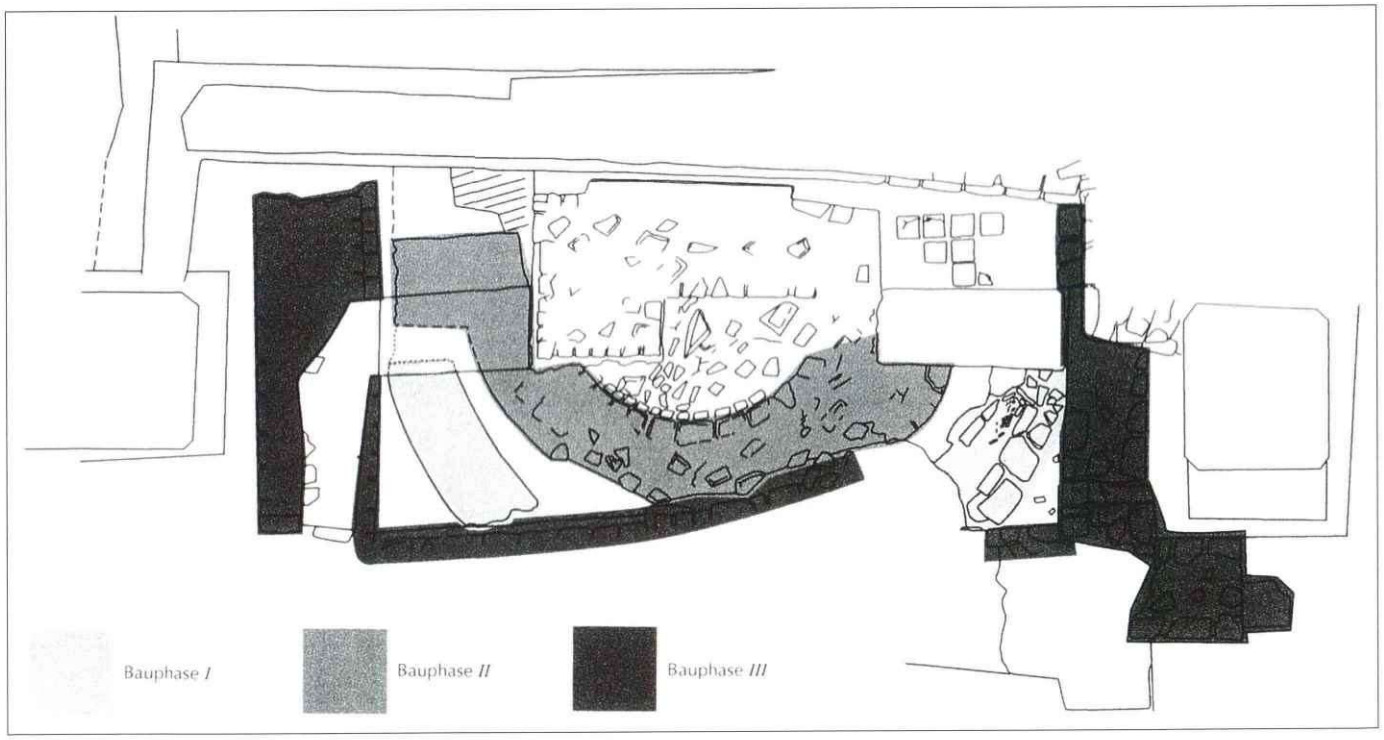


Abb. 2 Bauphasen I u. II

Letztendlich ergaben sich jedoch während der Ausgrabung Indizien für noch ältere Bauphasen. So wurde im westlichen Mittelschiff ein mehrschichtiges Profil unterhalb des romanischen Plattenfußbodens dokumentiert. Die Schichtenabfolge wurde in östlicher Richtung bei einer späteren Baubegleitung mehrfach gesichtet. Zudem wurde eine christliche Bestattung unterhalb der Apsiden der I. und II. Bauphase aufgedeckt, die mittels einer C-14 Datierung in die Zeit zwischen 870 und 980 n. Chr. eingeordnet werden kann. Direkt südöstlich der nachgewie-

Abb. 3 Apsiden der Bauphase I u. II. Die hellgrau unterlegte Apside ist Teil der ältesten Bauphase.



senen Apsiden zeigte sich darüber hinaus eine Bodenverfärbung, die der Form nach den Ausschnitt einer weiteren Apsis darstellen könnte.

Die Wahrscheinlichkeit anhand der genannten Indizien weitere Vorgängerbauten zu vermuten, erscheint somit relativ hoch. Damit einhergehend wird eine Datierung in das 10., eventuell 9. Jahrhundert greifbar.

Folgt man den bisherigen Annahmen, so kann es sich bei den frühen Vorläufern der Johanniskirche sehr wohl um die historisch gesicherte Volkskirche handeln, da in der ottonischen Zeit für Magdeburg nur die Domkirche, das Mauritiuskloster, die Rotunda, die Cyriacuskapelle und die Volkskirche verbürgt sind.

Die romanische Basilika – Bauphase III

Gegenüber den Bauphasen I und II erscheint der darauf folgende Kirchenbau als monumentaler Sakralbau. (Abb. 4) Langhaus und Chor besitzen hier eine Länge von ca. 46 m. Die Breite beträgt ca. 19 m. Leider besitzen wir auch zu dieser Kirche keine Zeichnungen oder schriftliche Quellen, die uns das Bauwerk detailliert überliefern würden.

Bei einer Ausgrabung im Chorbereich konnte Ernst Nickel 1950 eine ehemals mehrschiffige Hallenkrypta freilegen, und zu einem späteren Zeitpunkt in das 12. Jahrhundert datieren. Bei den jüngsten Grabungen wurden weitere Fundamentzüge dieser III. Bauphase erkannt und dem Gesamtplan hinzugefügt. So wurde auch ein seitlicher, zur Krypta führender Treppenabgang aufgedeckt.

Die Rekonstruktion des gesamten Grundrisses ergab eine lang gestreckte, dreischiffige und durch das Querhaus kreuzförmige Anlage, die als Basilika interpretiert wird. Die Spannfundamente laufen im westlichen Bereich auf Verbreiterungen zu, die vermutlich einen Treppenaufgang trugen, der zu einer Empore im Westwerk führte. Das Westwerk selbst bestand aus zwei rechteckigen, miteinander verbundenen Türmen. Die gegenwärtige Turmfront der Johanniskirche stand eindeutig nicht mit der romanischen Basilika in Verbindung sondern gehört der folgenden Bauphase an.

Der schon durch Ernst Nickel erbrachte Nachweis eines Fundamentgrabens auf Chorhöhe spricht für Chorseitenschiffe, die wiederum mit der Hirsauer Bauschule in Verbindung gebracht werden. Ergänzend muss jedoch festgestellt werden, dass die vorhandene Krypta der Hirsauer Schule fremd ist. Auch der Nachweis eines Chorus minor, ein abgegrenzter Bereich für nicht am Chorgebet teilnehmende Mönche, konnte nicht geführt werden. Insofern wird der Begriff „Hirsauer Bauschule" durch den neutraleren Ausdruck der „mittelalterlichen Reformarchitektur" ersetzt. Wesentlich für die Datierung der Kirche erscheint jedoch der Anbau der Chorseitenschiffe. Die Hirsauer Klosterkirche St. Peter und Paul wurde im Jahr 1091 geweiht. Daraus ergibt sich die früheste Datierung der Magdeburger Basilika zu Beginn des 12. Jahrhunderts. Vergleichbare Sakralbauten mit Chorseitenschiffen wurden in Leitzkau um 1155, in Jerichow am Ende des 12. Jahrhunderts und in Königslutter nach 1137 ge-

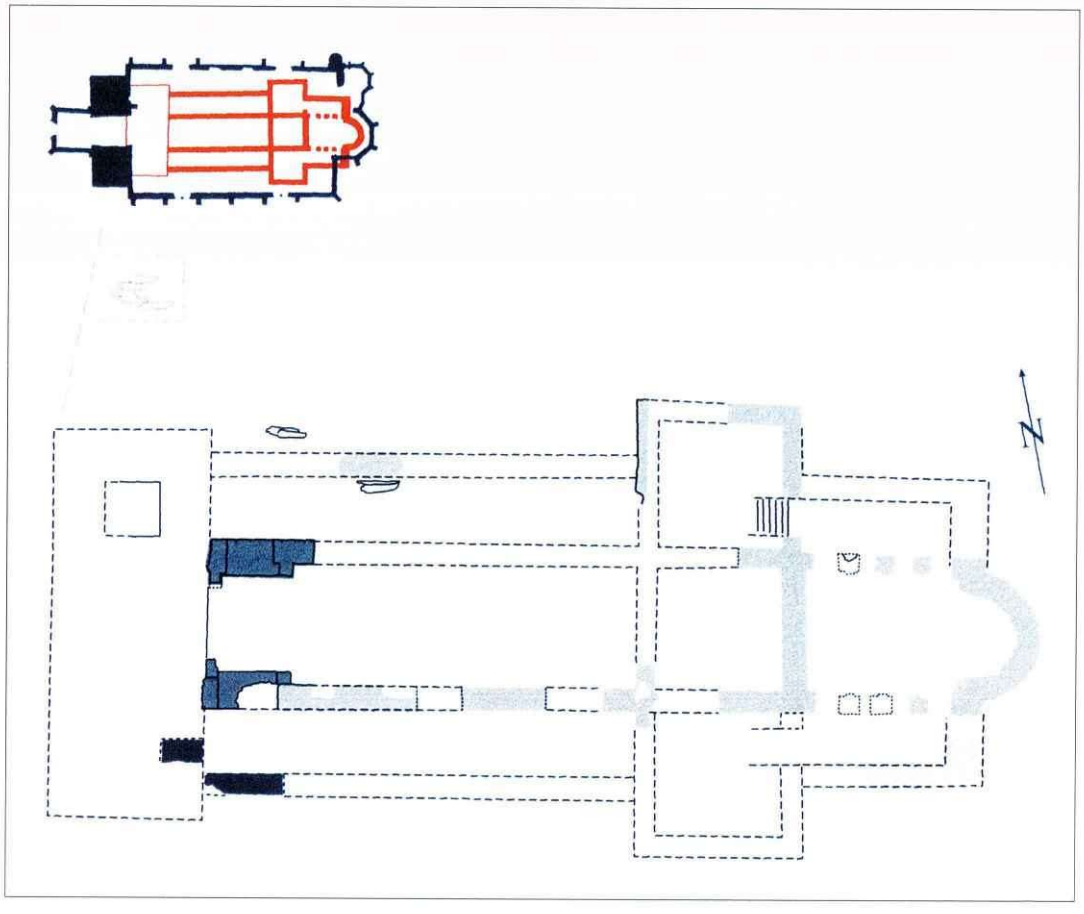


Abb. 4 Bauphase III, Romanische Basilika

weiht. Die hier aufgeführten lokalen Beispiele weisen also eher in die Mitte und in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Nicht uninteressant erscheint in diesem Zusammenhang die erste urkundliche Nennung des Patronats St. Johannis im Jahre 1170. Daraus ergibt sich immerhin die Möglichkeit, dass die Basilika zur Mitte des 12. Jahrhunderts unter dem Patronat des Johannes Evangelista geweiht wurde.

Die romanische Basilika wird das Stadtbild am alten Markt jedoch nur ein halbes Jahrhundert geprägt haben. Im Jahre 1188 und 1207 wurde die Kirche bei Stadtbränden zerstört bzw. stark geschädigt.

Eine gotische Hallenkirche – Bauphase IV

Die heutige spätgotische Hallenkirche geht in ihrem Grundriss auf Baumaßnahmen zurück, die nach der Brandkatastrophe von 1451 durchgeführt wurden. Ungeklärt bleibt dagegen das Erscheinungsbild der Kirche vor diesem Zeitpunkt. (Abb. 5) Es ist bisher nicht genau zu beantworten wann die basilikale Kirchenform durch den gotischen Baustil ersetzt wurde. Frühere Brände in den Jahren 1188, 1207 und 1293 verursachten Schäden, die sicherlich nicht nur Reparaturarbeiten nach sich zogen, sondern auch grundsätzlich neue Bauplanungen auslösten.

Der Aufbau der gegenwärtigen Turmfront der Johanniskirche wurde noch im Jahre 1207 eingeleitet. Zudem wurden Pfeilerbasen zwischen dem Westwerk und dem romanischen Spannfundament dokumentiert. Es bestand also die Absicht das Langhaus zu vergrößern und mit den neuen Türmen zu verbinden. Gesichert ist auch die Existenz und Begehbarkeit der Krypta um 1301. Zu diesem Zeitpunkt wurden die Reliquien der 11000 Jungfrauen als Leihgabe in der Johanniskirche ausgestellt. Man sollte also davon ausgehen, dass die Basilika in vergrößerter Form weitergeführt wurde. Dagegen spricht allerdings die Tatsache, dass die nachgewiesenen Außenmauern keine Verbindung zum Westwerk hatten. Verbindende Fundamente wurden dagegen auf der jeweiligen Innenseite der derzeitigen Außenwände angetroffen. Die Fundamente gleichen in ihrem Mauerwerk über weite Strecken dem Mauerwerk der Turmfront. Der östliche Abschluss wird vermutlich durch die westlichen Querhausmauern vorgegeben. Somit wäre nicht nur eine Verlängerung des Kirchenschiffes nachgewiesen, sondern auch eine Verbreiterung der Seitenschiffe.

Dieser konstruierte Baukörper erscheint allerdings unsymmetrisch, da er sich weiterhin auf das schmale Mittelschiff der romanischen Basilika bezieht. Zumindest sollten die Seitenschiffe eine weitere Untergliederung erfahren haben. Der Nachweis zusätzlicher Pfeilerbasen oder Spannfundamente wurde jedoch nicht erbracht.

Letztendlich müssen hier weitere Auswertungen und Konstruktionsvorschläge abgewartet werden, zumal es sich auch um Baupläne handeln kann, die niemals vollständig ausgeführt wurden. Zwingend erscheint nur der Aufbau des polygonalen Chorabschlusses spätestens in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Außenwände des Chors waren durchgehend mit Putzritzungen versehen, die in das 13.- / 14. Jahrhundert datieren und 1892 bei Ausbesserungsarbeiten zerstört wurden.

Funde und Befunde, welche die innere Ausschmückung der einzelnen Kirchenbauten beschreiben könnten, wurden nur in wenigen Fällen nachgewiesen. So ist für die romanische Basilika ein rötlicher Ziegelfußboden bezeugt. Farbig glasierte Fußboden- und Dachziegel wurden ebenfalls nachgewiesen, sind jedoch nicht den einzelnen Bauphasen zuzuweisen. Der IV. Bauphase ist wiederum eine Taufsteinbasis im zentralen östlichen Mittelschiff zuzuordnen. Diese wurde nach dem Kirchenbrand von 1451 verfüllt.

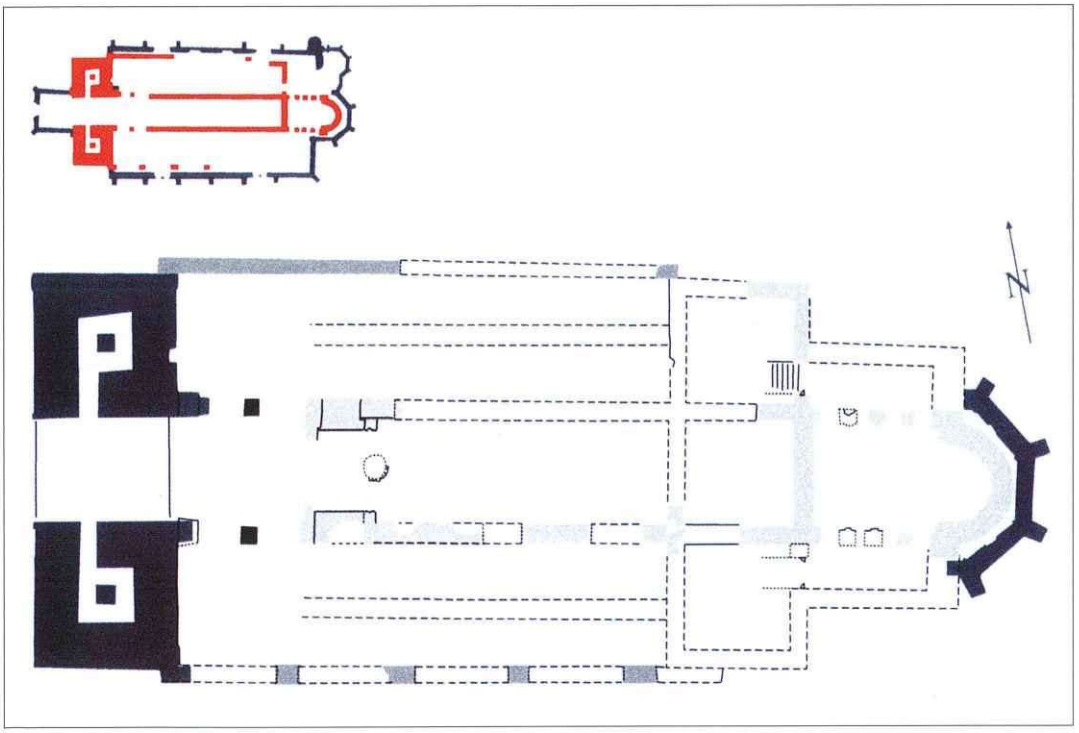


Abb. 5 Bauphase IV

Abb. 7 Bestattung des frühen 19. Jh.

Abb. 6 Eine einzellige Gruft des frühen 18. Jh.

Auf die weiteren Bauphasen und Funde soll an dieser Stelle nicht mehr eingegangen werden, da für die jüngere Geschichte der Johanniskirche schriftliche Quellen und vereinzeltes Bildmaterial zu Verfügung stehen. Es sei aber darauf hingewiesen, dass aufgefundene Grabsteinfragmente unterschiedlicher Zeitstellung, restauriert und teils zusammengefügt in der Johanniskirche ausgestellt werden.

Die Totengewölbe

Zu den unterirdischen, fast vergessenen Besonderheiten vieler Kirchen, zählen sicherlich die Totengewölbe, die noch im 19. Jahrhundert zugänglich und in Benutzung waren. Hygienevorschriften und Zeitgeist beendeten dann die Nutzung solcher Gewölbe in den meisten Kirchen.

Während in einigen Kirchen die in den Fußboden eingelassenen Grabsteine erhalten blieben und auch Kirchbücher Aussagen über die letzte Ruhestätte und über den Toten selbst enthielten, besitzen wir für die Johanniskirche aufgrund von Kriegszerstörung und Renovierungsarbeiten nur wenige Informationen. So beinhaltet eine eingereichte Rechnung aus dem Jahre 1769 die Summe von 3392 Talern für den Aufbau eines großen Gewölbes. Die einzelne Platzverpachtung erbrachte 20 Taler.

Bei den Ausgrabungen konnten mehrere Totengewölbe unterschiedlicher Größe hauptsächlich im nördlichen Seitenschiff dokumentiert werden. (Abb. 6) Zudem wurde eine größere Anzahl einzelliger Gewölbe nachgewiesen, die im Gegensatz zu den genannten Bauten unzerstört waren und jeweils nur eine Bestattung aufwiesen. (Abb. 7) Datierbare Gewölbe und Bestattungen sind dem 17. und 18. Jahrhundert zuzuweisen. Ein Grund hierfür ist sicherlich in den Zerstörungen des dreißigjährigen Krieges zu sehen. Auch vor dieser Zeit wurden Tote innerhalb von Kirchen bestattet. Anfangs wurde dies nur dem Klerus und höchsten weltlichen Würdenträgern zugestanden, im späten Mittelalter im zunehmenden Maße auch dem aufkommenden Bürgertum. Damit erwarben sich die Kirchengemeinden eine nicht unerhebliche Geldquelle. Im Gegenzug wurde der Verstorbene standesgemäß bestattet und war in ständiger Andacht und Fürbitte eingebunden.

Der Johannisfriedhof

Neben der eigentlichen Kirchengrabung konnten auch archäologische Untersuchungen im nördlichen Außenbereich der Kirche, im ehemaligen Johanniskirchhof, getätigt werden. Der partiell untersuchte Bereich nimmt fast die gesamte Nordfront der Johanniskirche ein und erstreckt sich bis zu 15 m in nördlicher Richtung. Die Nordgrenze bildete eine Löschwasser – Zisterne aus dem II. Weltkrieg.

Der Johannisfriedhof wurde bereits im Jahr 1164 schriftlich bekundet. Die frühesten Gräber datieren dagegen schon in das 10., evt. in das 9. Jahrhundert. Das Ende der Friedhofsbelegung ergibt sich mit der Einebnung des Geländes im Jahre 1813. Mehrere Friedhöfe im Magdeburger Stadtgebiet wurden auf

Abb. 8 Untere Ebene des Johannis – Kirchhofes

Befehl des französischen Stadtkommandanten für Pferd und Tross hergerichtet, da ein Besuch Napoleons anstand.

Das Bestattungsrecht lag im Mittelalter und darüber hinaus weitgehend bei den Pfarrkirchen. Da diese zumeist im Zentrum der jeweiligen Gemeinden lagen, war eine Ausdehnung des dazugehörigen Friedhofes nur bedingt möglich. So wurden die Verstorbenen im Laufe der Zeit in mehreren Lagen übereinander bestattet. Auch wurden die Toten nicht grundsätzlich in Särgen niedergelegt. Der Leichnam wurde häufiger in ein Leintuch eingenäht und bandagiert. Im Fall einer Sargbestattung wurde darauf geachtet, welche Holzart zur Anwendung kam. So wurde das schneller vergehende und kaum konservierende Nadelholz bevorzugt. In Nürnberg bestand ein generelles Sargverbot bis in das 17. Jahrhundert hinein. Trotz dieser Maßnahmen kam es mancherorts zu unhygienischen Zwischenfällen. So beklagte der Fürstbischof Clemens-August von Bayern im Jahre 1729 die Tatsache, dass die toten Körper mit nur 30 cm Erde bedeckt sind und durch Hunde oder auch stärkeren Regenfall freigelegt würden.

Während der gesamten Ausgrabung wurden 233 Bestattungen dokumentiert und geborgen. (Abb. 8) Bis auf wenige Ausnahmen waren die Körperbestattungen West – Ost orientiert, wobei sich der Kopf des Toten im Westen befand und der aufgehenden Sonne zugewandt war. Diese Niederlegung eines Toten entspricht der christlichen Tradition und wurde über Jahrhunderte fortgeführt. Die einzelne Bestattung erscheint jedoch keineswegs immer zeitlos, also undatierbar. So wurden einigen Bestattungen des 17. und 18. Jahrhunderts Gegenstände mit ins Grab gegeben, die zuvor der Reinigung und Salbung des Leichnams dienten, z. B. diverse Gefäße und Rasierpinsel. Eine grobe zeitliche Einordnung ergibt sich auch aus der Haltung von Armen und Händen des Toten. Während bei den frühen Bestattungen Arme und Hände seitlich eng am Körper lagen, weisen spätere Bestattungen auf Bauch- und Brustbereich gefaltete Hände auf.

Außerordentlich auffällig erscheinen die so genannten Kopfnischengräber des 11. und 12. Jahrhunderts. (Abb. 9) Diese Grabform ist dem menschlichen Körper nachempfunden und besitzt eine Aussparung für den Kopf des Leichnams. Ursprünglich aus dem mediterranen Bereich stammend, findet sich diese Grabtradition zu jener Zeit in weiten Teilen Europas. In den archäologisch untersuchten Arealen der Johanniskirche konnten 60 Kopfnischengräber nachgewiesen werden. Die östliche Begrenzung dieser Grabform liegt im Johannisfriedhof interessanterweise auf einer Linie mit den Apsiden der I. und II. Bauphase. Ein Kopfnischengrab ist in die Apsis der I. Bauphase eingetieft. Möglicherweise spricht dies für eine frühe Datierung der älteren Kirche in die 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts bzw. in die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts.

Abb. 9 Im Lös eingetiefte Kopfnischengräber

Abb. 10
Kopfnischenbestattung mit Gefäßbeigabe

Nur bei einer Bestattung, dem Grabbefund 508, wurde als Beigabe ein früher Kugeltopf gefunden. (Abb. 10) Gefäßbeigaben finden sich hauptsächlich im westlichen und nordwestlichen Europa, jedoch scheinen auch dort unterschiedliche Traditionen zu wirken.

Während für den dänischen Bereich Gefäßbeigaben nur bei kirchlichen Würdenträgern nachgewiesen wurden, scheint dies im französischen Raum eine allgemeine Sitte darzustellen.

Die archäologische Dokumentation wurde noch nicht vollständig ausgewertet. Insbesondere die frühen Bauphasen I – IV werden sich weiter untergliedern lassen. Zudem kann auch die Verbindung Johanniskirche und direktes städtisches Umfeld bezüglich archäologischer und historischer Forschung weitere Erkenntnisse aufzeigen. So beschäftigte sich ein Vortrag von Herrn Dr. C. Ehlers, Max – Planck Institut Göttingen, mit der These, inwieweit die Aula Regia Otto d. Gr. nicht im Bereich des Johannisbergs gestanden haben könnte. Eine archäologische Suche steht noch aus.

Literatur:

Krecher M., Die Stadtkirche St. Johannis zu Magdeburg: Ausgrabungsergebnisse der Jahre 1997/98 – Archäologische Berichte aus Sachsen – Anhalt 2000, Halle (Saale), S. 121 – 138.
Schröder O., Archäologische Untersuchungen in der Magdeburger Johanniskirche – Archäologische Berichte aus Sachsen – Anhalt 1996, Halle (Saale), S. 173 – 185.
Nickel E., Der alte Markt in Magdeburg – Schriften der Sektion für Vor – und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 18, 1964 Berlin.

Bildquellennachweis:

Abb. 2-5: M. Krecher; Entwürfe und.Agentur
Abb. 1, 6-10: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie

Die Ausgrabung an der Petrikirche

Gösta Ditmar-Trauth

Der Bau eines neuen Gebäudes für die katholische Gemeinde St. Petri löste eine Ausgrabung durch das Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie aus. Das Grabungsareal liegt auf dem nördlichen Hochufer und gilt als mögliche Lage für die Vorstadtsiedlung Frose und die Burggrafenburg. Der Neubau schließt nördlich an die Petrikirche an und erstreckt sich längsseitig zur Neustädter Straße. Die Lage zwischen Petri- und Wallonerkirche, im Bereich des altbekannten Augustinerklosters, ließ Befunde des Klosterbaus und seiner Vorgänger erwarten.

Das Dorf Frose wurde bereits im 10. Jahrhundert mehrmals urkundlich genannt. Fundmaterial aus älteren, punktuellen Ausgrabungen von der Umgebung der beiden Kirchen reicht gar in das 9. Jahrhundert zurück. Der romanische Turm St. Petris wird allgemein um 1150 datiert und als ehemaliger Befestigungsturm der Burggrafenburg angesehen. Die erste urkundliche Erwähnung St. Petris stammt erst aus dem Jahre 1285. St. Petri gilt als die ursprüngliche Pfarrkirche eines vorhergehenden Fischerdorfes bzw. später für Frose. Die historischen Nachrichten zur Siedlung und Burg setzen nach der Ersterwähnung im Frühmittelalter erst wieder im 13. Jahrhundert ein. So wurde Frose im Jahre 1213 zusammen mit der Neustadt vom Heer Ottos IV. zerstört. Als Folge dessen bezog Erzbischof Albrecht von Kevernburg 1218 den „Südteil des (zerstörten) Dorfes Frose" mit in den neuen Stadtmauerring ein, was auf eine bisher eher locker strukturierte Siedlung schließen lässt. Dieser Vorgang muss mit einer bedeutenden Neustrukturierung verbunden gewesen sein, denn „Nord-Frose" blieb als eigenständige Siedlung vor der Mauer bestehen und erhielt später ein Rathaus. 1372 war die Verstädterung soweit fortgeschritten, dass Frose mit der Neustadt zusammengeschlossen wurde.

Die urkundliche Ersterwähnung St. Petris im Jahre 1285 steht im Zusammenhang mit der Gründung des Augustinerklosters wenige Meter nördlich. Dessen Bau zog sich nach den überlieferten Nachrichten bis ca. 1400 hin. Nach der Zerstörung von 1631 sind Reparatur- und Neubaumaßnahmen durch die Hugenotten und Wallonen anzunehmen, die ab 1686/90 die Klosteranlage nutzten.

Der 2002 archäologisch untersuchte Bereich war bereits im Neolithikum besiedelt. Aus verschiedenen mittelalterlichen Gruben stammen umgelagerte Einzelfunde dieser Epoche, wie z.B. zwei Steinbei-

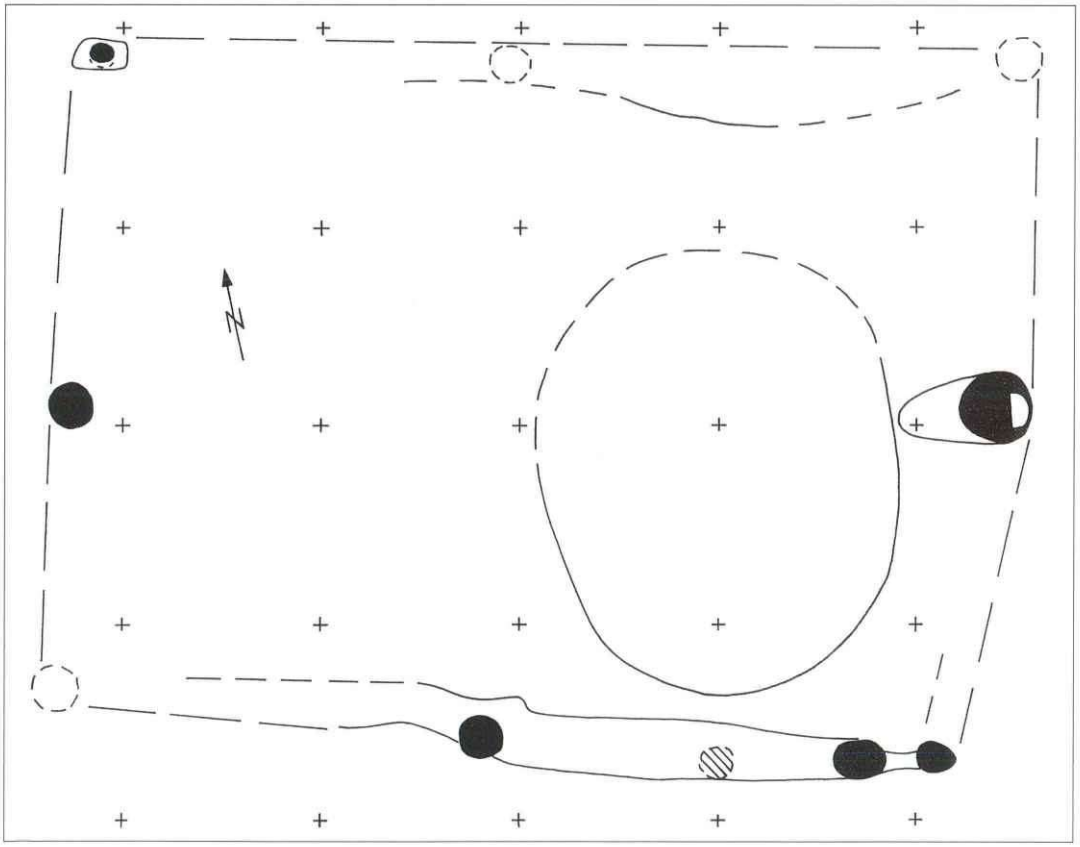


Abb. 1 Das kleinere Grubenhaus, 11. Jh. Grundriss mit Ergänzungen. Eine rundliche Grube überlagerte später das zerstörte Haus. Die Fadenkreuze markieren Meterabstände.

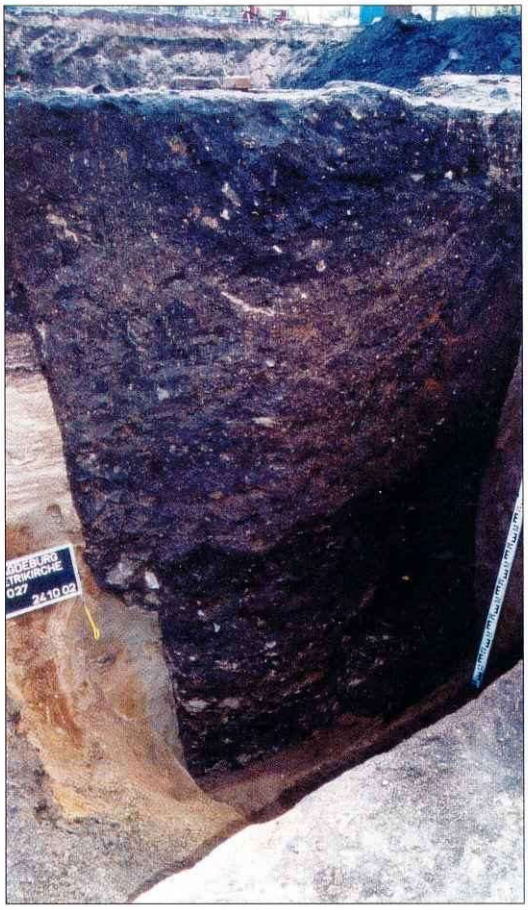


Abb. 3 Baustellenschacht zur Gewinnung von Bausand, um 1300/14. Jh.

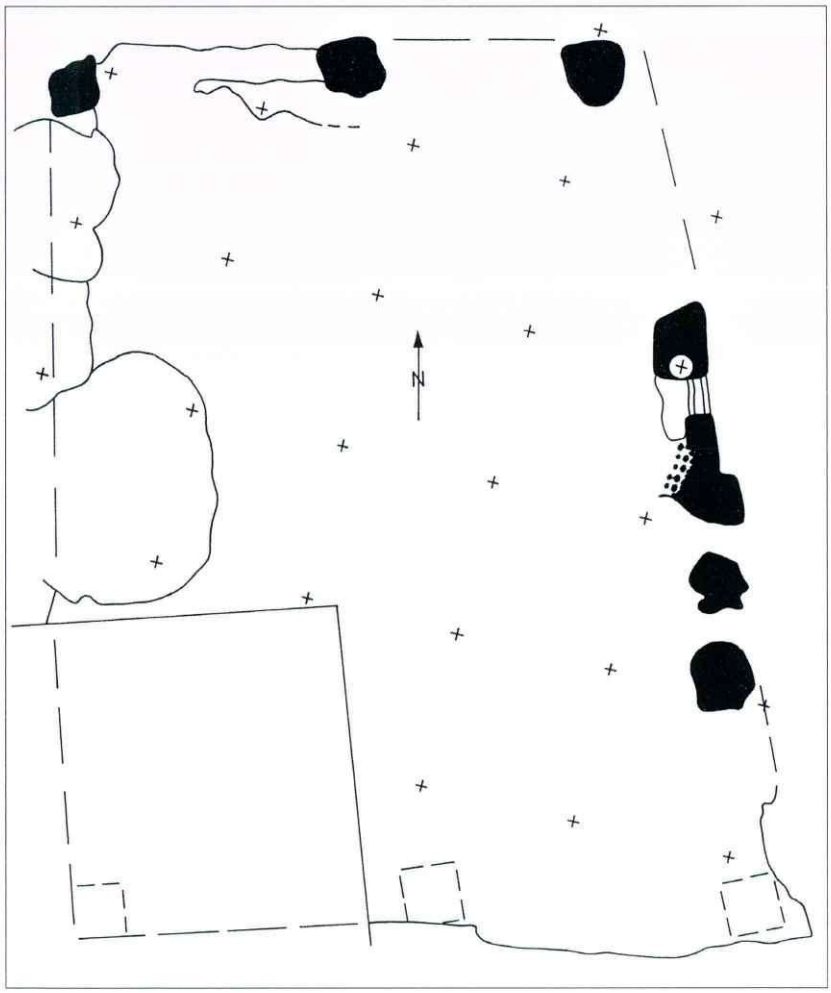


Abb. 2 Das größere Grubenhaus, 11. Jh. Grundriss mit Ergänzungen. Jüngere Gruben und die Ecke eines Kellers überlagern den Befund an der Westseite. Die Fadenkreuze markieren Meterabstände.

le und Keramikfragmente bandkeramischer und jüngerer vorgeschichtlicher Zeit. Die nächst jüngeren Befunde entstammen bereits dem ausgehenden Frühmittelalter (10.-11.Jh.). Es handelt sich dabei um eine Anzahl größerer Gruben sowie um zwei Grubenhäuser. Demnach existierte auf diesem später kirchlich genutzten Gelände zuerst eine Siedlung mit den üblichen Spuren häuslichen Handwerks. Besonders ergiebig war eine der Abfallgruben, welche offenbar zu einer Gruppe von Eintiefungen gehörte. Sie wurden bei der Aufgabe mit Hausabfällen (Keramikbruch, Knochen, Eierschalen, Obstkerne, Fisch- und Muschelreste sowie eine Geweihrose) und Erde verfüllt. Aus einer der anderen Gruben stammt, außer rund 170 losen Knochen, auch noch eine Reihe Wirbelknochen eines größeren Schlachttieres. Die Keramik datiert die Grubenanlage in das 10. bis 11. Jahrhundert

Zeitlich und strukturell sind zwei Grubenhäuser zu dieser Grubenanlage zu zählen. Das kleinere Haus (Abb. 1) misst ca. 3,5 m x 5 m. Es handelt sich um ein Firstpfostenhaus mit mehreren Eck- und Wandpfosten, die in Wandgräbchen standen. Die Sohle der Hausgrube hatte einen ebenen Verlauf. Mehrere Staken durchsetzten den Boden, um vielleicht eine Reisigmatte zu befestigen. Die Sohlschicht selbst stellte sich als eine dichte Abfolge von nur wenigen Millimeter starken Sedimentstreifen mit zum Teil hohem Torfgehalt dar. Diese Lagen sind ein Hinweis für eine lange Nutzung des Hauses.

Das größere Grubenhaus (Abb. 2) hat Ausmaße von ca. 3,8 m x 5,8 m. Reste von Wandgräbchen sowie mehreren Pfostenlöcher hatten sich erhalten. Bei den verwendeten Pfosten handelt es sich um Kanthölzer oder Spaltbohlen. Die kräftigen Hölzer und ihre dichte Stellung lassen auf mindestens ein Geschoß über dem Kellerraum schließen. Es kann deshalb ein frühes hölzernes Turmhaus rekonstruiert werden, entsprechend den bereits aus Braunschweig oder Lübeck bekannten Anlagen. Besondere Fundstücke aus der Verfüllung sind ein kreisaugenverzierter Spielstein aus Knochen, ein gebrauchter Schlittknochen, ein Schreibgriffel (stilus) aus Bronze mit Aufhängeöse und eine grüne Glasperle.

Diese beschriebene Siedlung aus Häusern und Wirtschaftsgruben dürfte einige Generationen bestanden haben. Aus einer weiteren Abfallgrube stammen gar Hunderte von vollständigen und zerbrochenen Muschelschalen, dies steht für eine intensive Nutzung der Elbe und die Anwesenheit von Fischern.

Hinweise auf weitere Grubenhausbauten sind am Rande der Grabung entdeckt worden. So konnte in verschiedenen Profilen der Grabung eine 3 m lange sowie eine 3,8 m breite Hausgrube dokumentiert werden. Nach Ausweis der Fundkeramik sind diese um 1200 oder im 13. Jahrhundert verfüllt worden.

Das Ende der Siedlung mit ihren Grubenhäusern und ein Wechsel in der keramischen Sachkultur markierten die nächste Zeitstufe. Die Keramik vom lokalen Magdeburger Typ verschwindet, während Kugeltopfkeramik und Verwandtes das Bild be-

stimmen. Vielleicht hängt diese Veränderung mit dem Gründungsbau der St. Petrikirche (Mitte 12. Jh.) und der damit verbundenen neuen Grundstücksnutzung ab ca. 1200 zusammen. Auffällig ist, dass konkrete Siedlungs- bzw. Hausstrukturen spärlicher werden und ein zeitlicher Abstand zur nächst jüngeren Befundverdichtung im 14. Jahrhundert besteht. Chronologisch schließt ein Brunnen an, welcher wohl um 1200 angelegt worden ist.

Die nächste Nutzungsphase des Geländes ist am wahrscheinlichsten mit dem Bau des Augustiner Klosters in Verbindung zu bringen. Über eine gewisse Zeit sind Schächte zur Lößgewinnung senkrecht und auffallend tief in den Boden getrieben worden (Abb. 3). Nur im obersten Teil hatten die Schächte einen regelmäßig rechteckigen Zuschnitt (in einem Falle 2,4 m x 3,0m), welcher durch eine Holz- oder Flechtwerkaussteifung gegen Einsturz gesichert war. Die Erbauer und Nutzer legten keinen Wert auf eine rechtwinklig ausgehobene Grube. Die schwache Aussteifung im oberen Grubenteil lässt an eine kurzfristige Nutzung, etwa zur Entnahme von Löß für den Baubetrieb, denken. Die älteren Schächte datieren um 1300 oder in das 14. Jahrhundert. In ihrer Verfüllung sind neben Erdmaterial auch Abfälle des täglichen Lebens entsorgt worden (Abb. 4). Deutlich jünger datiert der mit ca. 4,3 m x 4,7m Seitenmaß größte auf dem Gelände angelegte Schacht, welcher nach Ausweis der Keramik um 1400 verfüllt wurde.

Parallel zu den beschriebenen Schächten sind weitere Konstruktionen auf dem Baugelände zu beobachten. Es wurden mindestens zwei Öfen betrieben, von denen wenigstens einer der Buntmetallverarbeitung diente. Bei diesem größeren handelt es sich um einen rund 4,3 m breiten Doppelkammerofen mit ausgeprägtem Mittelsteg. Ein höher gelegener Arbeitsbereich befand sich im Osten, hier zeichnete sich ein 60-70 cm breiter Verbindungsstreifen zwischen den Kammern ab. Aus den

Abb. 4 Entsorgte Küchenkeramik aus einem der Baustellenschächte, um 1300/14. Jh.

Brennkammern und dem Arbeitsbereich stammen zahlreiche verglaste und grün verfärbte Gusstiegelfragmente verschiedener Größe, zudem ein paar Schlackeklümpchen, ein Bronzestreifen, ein Schlüssel, Messer und ein Hufeisen. Die Fundkeramik, die auch bereits jüngeres Steinzeug umfasst, lässt sich in das fortgeschrittene 14. Jahrhundert datieren.

Nur 1,5 m von diesem Ofen entfernt lag ein kleinerer Einkammerofen von 1,6 m x 1,3 m Größe, der über einem kleinen Rollsteinfundament angelegt worden war (Abb. 5).

Auf die Ofenanlage folgte der Bau eines weiteren Brunnens. Der Brunnenschacht bestand aus einer rechtwinkligen Holzverschalung mit kräftigen Eckpfosten, die nach der Nutzungszeit offenbar entnommen wurde. Die Seitenmaße betrugen ca. 2,30 m. Aus dem Profil wird deutlich, dass bei dem Abbau des Verschalungsholzes Material aus dem angeschnittenen Ofen in den Brunnenschacht stürzte. Eine präzisere Datierung als 15. Jahrhundert ist

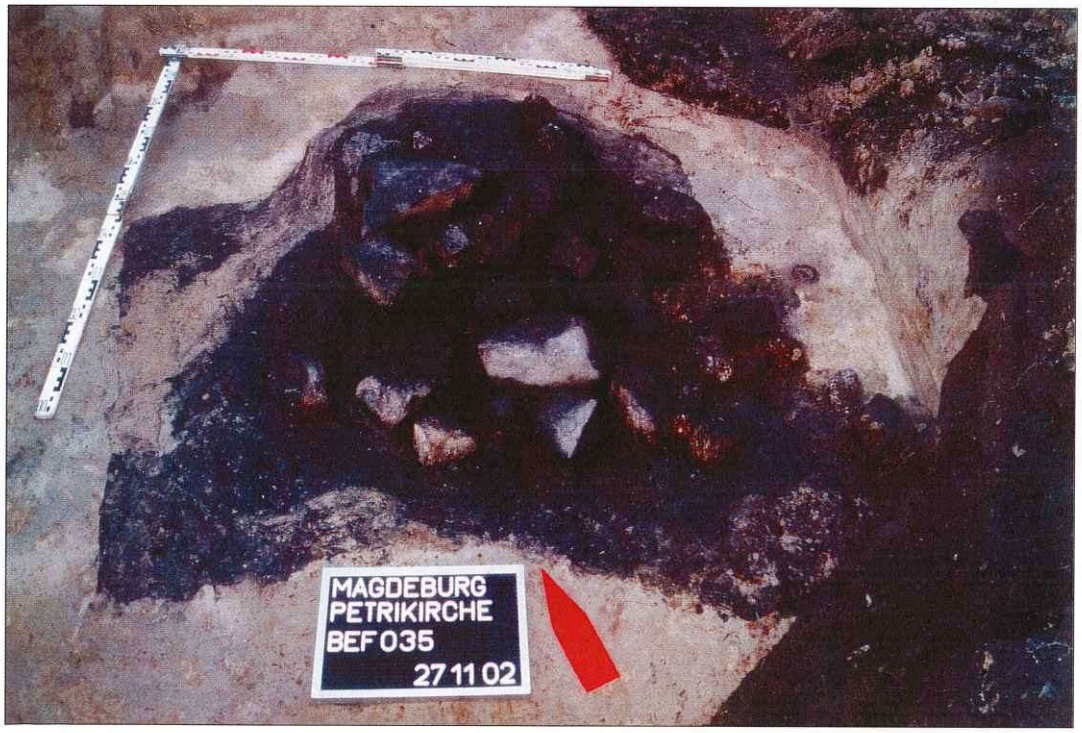


Abb. 5 Kleinerer Brennofen, errichtet auf einem Bruchsteinfundament.

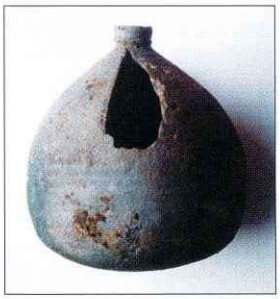


Abb. 12 Sparbüchse aus grauer Ware, frühes 17. Jh.

nicht möglich, da die Sohle nicht erreicht werden konnte.

Im späten Mittelalter planierte man Teile der Fläche ein, wobei auch Hausrat des gehobenen (sicher klösterlichen) Bedarfs entsorgt wurde. Dieser konzentrierte sich auf zwei unregelmäßige „Schuttlinsen" an einer Mauer, die zu einer ersten, bereits im 14. oder 15. Jahrhundert wieder beseitigten Bebauung gehört haben könnte. Neben älterer glasierter Irdenware fallen insbesondere ein feiner Spinnwirtel, ein Glasknopf, ein Fragment hochverzierter nordfranzösisch-flämischer Ware (Abb. 6), Stangenglasfragmente, ein gläsernes Kugelflaschenfragment und ein bronzener Waagbalken auf. Hinzu kommt eine interessante Reihe von 21 bestimmbaren Münzen (u.a. auch aus Braunschweig und vom Deutschen Orden) des 14. bis 15. Jahrhunderts. Als weitere Besonderheiten sind bronzene Kleidungsbestandteile, wie Gürtelschnallen, -beschläge, Kleidungsbesatz, Fingerringe und ein Spinnwirtel aus hellem Steinzeug zu nennen.

An der nördlichen Westseite der Grabungsfläche verlief eine ungefähr Nord-Süd ausgerichtete Mauer aus grob zurechtgehauenen Sandsteinen. Der erfasste Abschnitt war 17 m lang und folgte dem Verlauf der alten Neustädter Straße. Die Mauerstärke von 50 cm – 60 cm spricht für eine Hauptmauer eines großen Gebäudes. Nach den Bauakten und nach Fotoaufnahmen von vor 1945, gehörte diese Mauer zu einem Bauflügel des ehemaligen Augustinerklosters. Wichtig für dessen Baugeschichte ist, dass die beschriebene Mauer über einen älteren, 3,2 m breiten Steinkeller hinweg errichtet wurde und dass wenige Meter östlich ein mindestens 8,25 m breites und ebenfalls unterkellertes Gebäude stand. Die Sohle dieses Kellers bestand aus einer ca. 3 cm dicken, dunklen Schicht mit hohem Holzkohleanteil. Das darüber liegende Gebäude konnte nur im südlichen Abschnitt erfasst werden. Da der Großteil außerhalb des Grabungsgebietes lag, konnte die exakte Länge nicht bestimmt werden. Dies bedeutet, dass der zuletzt bestehende, aus Altplänen bekannte straßenseitige Bauflügel des Augustinerklosters, mindestens einen abweichend ausgerichteten Vorgängerbau gehabt haben muss. Am wahrscheinlichsten ist mit dem über 8 m breiten, älteren Baubefund ein Bauflügel der Erstanlage von 1285-1400 erfasst worden, während die jüngeren Mauern in die Wallonerzeit vom Ende des 17. Jahrhundert gehören.

Zur älteren Klosteranlage muss noch ein weiterer Keller gezählt werden, welcher anscheinend als Brunnenstube gedient hat (Abb. 7). Das Mauergeviert maß 2,65 m x 3,70 m im lichten Maß und bestand aus roh behauenen Sandsteinen. Ungefähr in mittiger Position befand sich ein runder Brunnenschacht von maximal 2,0 m Durchmesser. Die Wandung der Brunnenröhre bestand aus 6-14 cm dickem verstrichenen grünsandhaltigen Löß ohne weitere Spuren einer Auskleidung. Eine besondere Bedeutung erhält dieser Befund durch seine Verfüllung: Neben den Resten eines abgerissenen Gebäudes (Dachziegel, Mauerziegel, Mörtelbrocken, Holzfasern, Flachglas) und abgebauten Kachelöfen (alte Napfkacheln, grün- und schwarzglasierte Kacheln mit Reliefverzierung und Ofenfüllungen) (Abb. 13) wurde ein umfangreicher Bestand an Küchen- und Tafelgeschirr des gehobenen Bedarfs geborgen. Die zahlreiche gelb-, grün- und polychrome glasierte und malhornverzierte Irdenware, das helle Steinzeug und eine Unmenge an verziertem wie unverziertem Hohlglas (Abb. 9) entspricht dem Fundspektrum der Frühneuzeit. Die Jahresinschriften von 1598 auf einem Trinkglas (Abb. 10) und von 16... auf einem malhornverzierten Tellerfragment weisen in das 17. Jahrhundert. Überra-

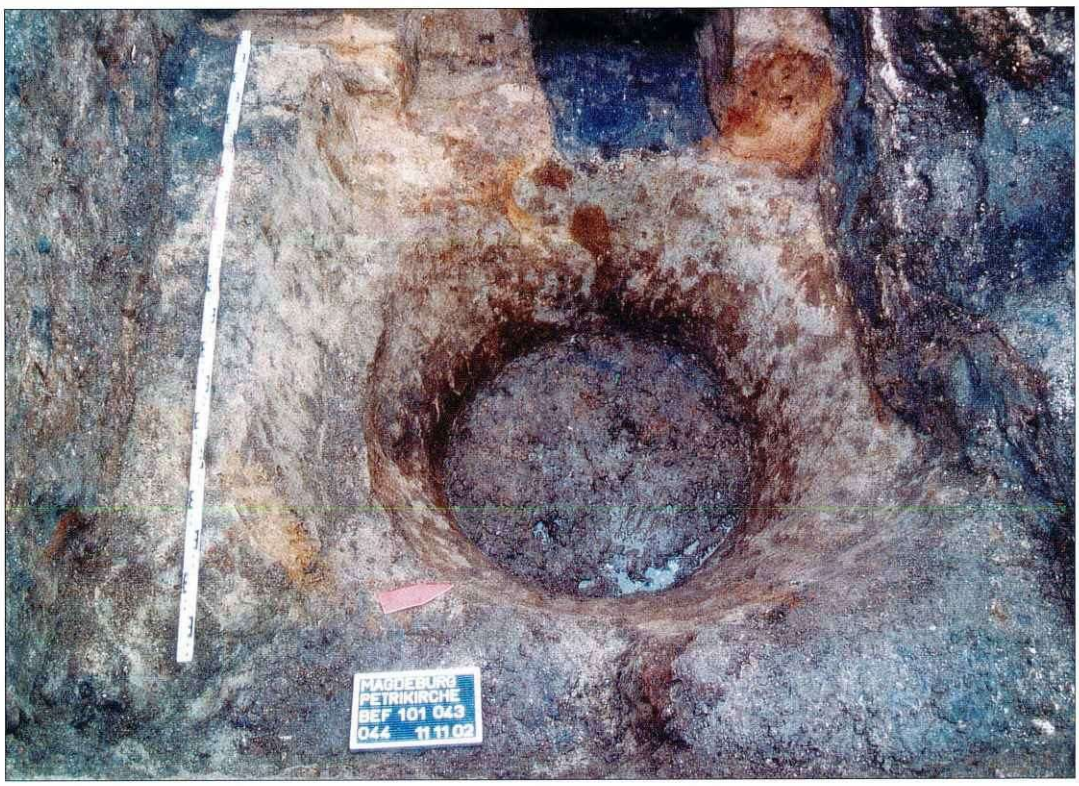


Abb. 7 Brunnenstube des Augustiner Klosters, im Jahre 1631 mit reichlich Hausrat verfüllt.

schend für diese Datierung war die große Menge an blaugrauer Keramik, nicht zuletzt 12 komplett erhaltenen Kugel- und Dreibeintöpfe (Abb. 11). Sie hätte man nicht so reichlich im Fundmaterial des 17. Jahrhunderts erwartet. Besonders zu nennen ist eine Spardose, ebenfalls aus grauer Ware, deren Schlitz zwecks Plünderung aufgebrochen ist (Abb. 12). Mit diesen Funden ist der umfangreiche, speziell in der Küchenwirtschaft dominierende Gebrauch der grauen Ware mittelalterlicher Tradition bis in das 17. Jahrhundert belegt. Das Verfüllungsdatum dürfte mit der Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631 zu bestimmen sein.

Abschließend lassen sich wichtige Erkenntnisse festhalten. Im Bereich von St. Petri und dem Augustiner Kloster bestand ursprünglich eine Siedlung aus mehreren Häusern mit Hinweisen auf Kleinhandwerk. Diese verschwand mit der Gründung und dem Baubeginn von St. Petri um 1150. Die Nutzung gipfelte in einer Klosterbaustelle des späten Mittelalters. Es konnte festgestellt werden, dass es mindestens zwei unterschiedliche Bauzustände der Klosteranlage gegeben hatte: einen ursprünglichen mit rechtwinklig ausgerichtetem Bauflügel und einen späteren des 17. Jahrhunderts, zu welchem ein nunmehr schräg ausgerichteter Bautrakt entlang der alten Neustädter Straße gehörte.

Abb. 9 (rechts oben) Einige Beispiele der in großer Menge aus der Brunnenstube geborgenen Trinkgläser, frühes 17. Jh.

Abb. 10 (links oben) Mindestens zwei der Trinkgläser wiesen die Jahreszahl 1598 auf.

Abb. 11 (rechts unten) Komplettgefäße aus grauer Ware in mittelalterlicher Tradition, geborgen aus der Verfüllung der Brunnenstube, frühes 17. Jh.

Abb. 13 (links unten) Ofenkacheln älterer Bauart, wohl des 14. Jh., aus der Verfüllung der Brunnenstube.

Literatur:

Ditmar-Trauth, G., Die Entstehung des deutschen Bürgerhauses, 2002.
Landeshauptstadt Magdeburg, Broschürenreihe Stadtplanungsamt Magdeburg: **H.-J. Krenzke**, Kirchen und Klöster zu Madeburg, Nr. 71/2000, I. Nachdruck
Rötting, H., Zum Arbeitsstand auf der Parzelle Ass. 636 in Braunschweig-Altstadt. In: Die Grabungen an der Turnierstraße in Braunschweig-Altstadt, Zweiter Vorbericht, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 58, 1989, 209-237.
Schulze-Dörrlamm, M., Das Dorf Wülfingen im württembergischen Franken während des 11. und 12. Jahrhunderts. In: H.W. Böhme (Hg.), Siedlungen und Landesausbau zur Salierzeit, Teil 2, 1992, 39-56.

Bildquellennachweis:

Abb. 1-13: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie

Stadtarchäologie
Vorstadt

Sudenburg – Die Ausgrabungen auf dem Friedensplatz 1999

W. Barbara Gercke

Bevor wir uns mit den Ergebnissen der archäologischen Forschungen auf dem Friedensplatz beschäftigen - einem Gelände südlich der ehemaligen Stadttore Magdeburgs und vor der zweiten Hälfte des 19.Jhs. zum Stadtgebiet Sudenburgs gehörend (Abb. 1) - sollten wir kurz die historischen Überlieferungen zu diesem Ort zusammenfassen.

Die Lebensbedingungen im Gebiet westlich der Elbe veränderten sich rasch, nachdem das ehemalige Sachsenreich im 10. Jh. von einem unterentwickelten Grenzland zu einer bevorzugten Königslandschaft aufgestiegen war. Damals war die Königskrone des Reiches von den Karolingern auf ein sächsisches Adelsgeschlecht – die Luidolfinger, später Ottonen – übergegangen.

Zu dieser Zeit gab es noch keine Reichshauptstadt, keinen ständigen Regierungssitz, sondern der Herrscher zog mit seinem vollständigen Hofstaat kontinuierlich durch das gesamte Reichsgebiet. Bistümer, Klöster, Königshöfe oder Pfalzen dienten als zeitlich begrenzte Aufenthaltsorte und waren für Unterkunft und Verpflegung der Reisenden zuständig.

Zur Erschließung der sächsischen Ostgebiete musste eine Reihe von neuen Kircheneinrichtungen und königlichen Anlagen errichtet, außerdem die vorhandenen Fernstraßen mit neu angelegten Wegen verbunden werden.

Als Otto I. seiner ersten Ehefrau Edgith bei ihrer Hochzeit im Jahr 929 Siedlung und Burg von Magadoburg als Morgengabe übereignete, entstand wahrscheinlich bereits der Plan, den Ort zu einer Aachen gleichwertigen Residenz auszubauen.

Auf dem über der Elbe aufragenden Felsplateau, wurden ab 936 Kirchen, ein Kloster und ein Palas erbaut, der eine standesgemäße Unterkunft für die Herrscherfamilie bei ihren zahlreichen Aufenthalten auf der Burg gewährleistete.

Dieses gewaltige Bauprogramm war ohne die Heranziehung vieler Arbeitskräfte und ausgebildeter Handwerker nicht zu realisieren. So schwoll der Zug Arbeit suchender Menschen aus allen Reichsgebieten kontinuierlich an. Unterhalb der Burgmauern ließen sie sich nieder. Im Schutz der Wälle entstanden kleinere Anwesen von Handwerkern, Händlern und Kaufleuten, die sich im Lauf der Zeit zu Gemeinwesen entwickelten – suburbien genannt – gruppiert und zusammengeschlossen um und durch ein Gotteshaus.

Abb. 1 Grabungsarealübersicht von Norden

Sudenburg

1012 werden im Süden Magdeburgs drei solcher Gemeinwesen genannt – St. Michael, Sudenburg und Judendorf (Abb.1).

1203 wird die Gründung eines Kollegiatsstiftes des Hlg. Petrus in St. Michael überliefert, zehn Jahre später bereits von ersten Kriegsauswirkungen während der Auseinandersetzungen zwischen dem Magdeburger Erzbischof Albert II. und dem welfischen Kaiser Otto IV. (1213) berichtet.

Seit 968 war Magdeburg erzbischöflicher Sitz, eine Ernennung, die Otto I. erst nach jahrelangen Streitigkeiten mit dem Bischof von Halberstadt und dem Mainzer Erzbischof durchsetzen konnte. Dadurch war aufgrund königlicher Privilegien – Münz-, Markt- und Zollrechten – ein Erzbischof für lange Zeit Herr über Magdeburg.

Einer von ihnen war es auch, Albert IV.(1393-1403), der den südlichen Nachbargemeinden 1398 unter dem Stadtnamen Sudenburg die Stadtrechte verlieh, die bis zur Eingemeindung am 1.7.1867 nach Magdeburg Bestand hatten. Erst dann verlor Sudenburg seine Eigenständigkeit.

Im Ortsteil Judendorf lebten bis zu ihrer Vertreibung 1493 die seit ottonischen Zeiten eingewanderten Bürger mosaischen Glaubens. Sie wurden damals im Verlauf von im ganzen Reich um sich greifenden Judenpogromen von Haus und Hof vertrieben, ihr Besitz unter christlichen Anwohnern aufgeteilt und ihre Synagoge kurzerhand in eine Marienkapelle umgewandelt. Der Ortsname Judendorf verschwand und wurde durch Mariendorf ersetzt.

Die nördlichen Stadtbereiche Sudenburgs waren immer gefährdet durch die Expansionsgelüste der Nachbarstadt. Als Magdeburg 1546 eine Verstärkung seiner Befestigung im Süden beschloss, mussten hierfür das Karmeliterkloster, die Ambrosiuskirche und zahlreiche Sudenburger Bürgerhäuser weichen. Die Stadt besaß selbst keine Stadtmauern und wurde deswegen mehrfach während vieler Kriege in Mitleidenschaft gezogen.

1550 – im Verlauf der Auseinandersetzungen zwischen den unterschiedlichen Religionsanhän-

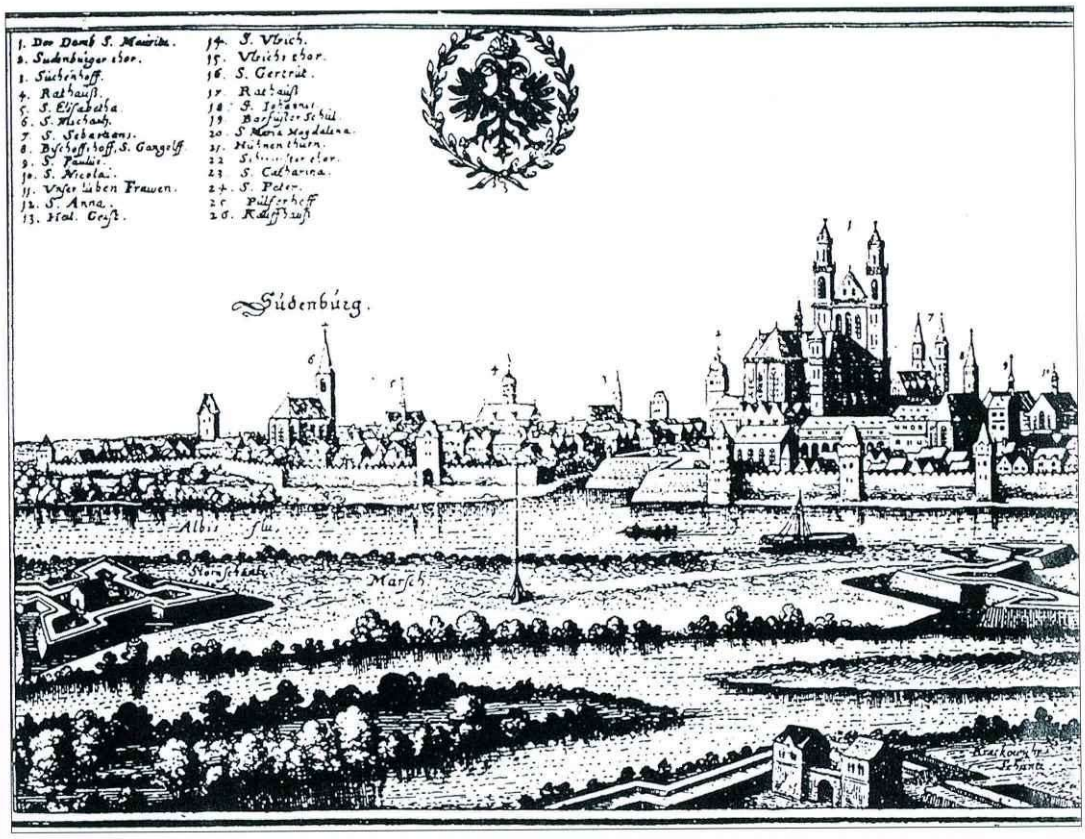


Abb. 3 Stadtansicht Merian vor 1631

gern im Schmalkaldischen Krieg (protestantische Fürsten gegen den katholischen Kaiser Karl V.) wurden Teile der Stadt kurz hintereinander im Oktober und Dezember in Schutt und Asche gelegt. Ein langsamer Wiederaufbau folgte, 1582 standen in Sudenburg wieder ungefähr 175 Anwesen, in denen vor allem Kunsthandwerker wie Perlensticker, Schneider, Bildhauer, Steinmetze und Metallgießer wohnten und arbeiteten.. Die Ambrosiuskirche erlebte in dieser Zeit ihre dritte Einweihung (Abb. 2).

Zu Beginn des 30-jährigen Krieges (1618-1648) fielen erneut nördliche Stadtbereiche dem Magdeburger Festungsbau zum Opfer. Einhundert Bürgerhäuser wurden samt dem Rathaus demoliert, das Schicksal der stehengebliebenen Gebäude besiegelten 1631 Tillys Truppen. Ein Jahr später (1632) wurden durch Pappenheim auch Magdeburgs Stadtmauern niedergerissen (Abb. 3, Plan vor 1631).

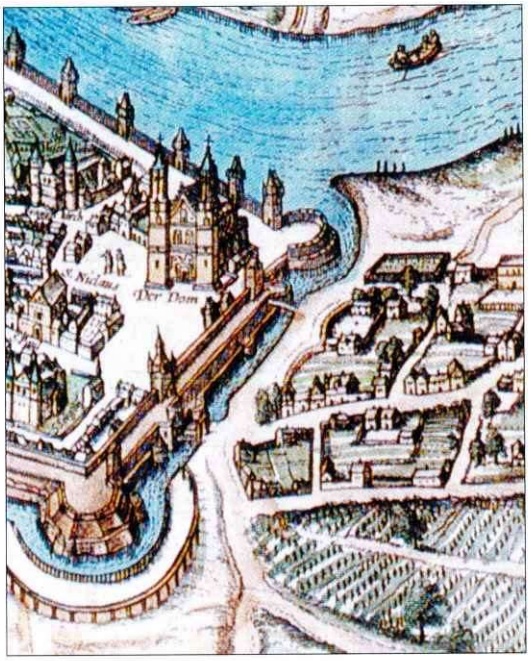


Abb. 2 Kupferstich von 1572

Beim Wiederaufbau Sudenburgs (nach 1654) bedachte man den möglichen Geländebedarf für einen erneuten Festungsgürtel Magdeburgs und verlegte den Stadtkern weiter nach Süden. Aber erst unter Preussen, dem Sachsen nach dem Friedenschluss zugeschlagen worden war, konnte zu Beginn des 18. Jhs. (1717-1742) eine neue Stadtbefestigung errichtet werden.

Zu Beginn des 19. Jhds betrug die Einwohnerzahl Sudenburgs wieder 1600. Doch der nächste Schicksalsschlag ließ nicht lange auf sich warten. Als Napoleon 1812 in Magdeburg einrückte, musste auf seinen Befehl hin die Stadt Sudenburg innerhalb von drei Tagen geräumt und ihre Gebäude abgerissen werden (1.-3.3.1812).

Erst nach dem Abzug der Truppen normalisierte sich das Leben wieder.

1822 wurde ein weiterer Neubau der Ambrosiuskirche eingeweiht, und die Einwohnerzahl stieg auf 600 Personen an.

Die einsetzende Industrialisierung und die Verbesserung der Lebensumstände führten zu einer stark ansteigenden Bevölkerung in Magdeburg. Die beengte Altstadt konnte diese nicht mehr aufnehmen, so wurden die noch bestehenden Mauern niedergerissen und das benachbarte Sudenburg 1867 dem Stadtareal zugeschlagen. Zwischen Domplatz – Schönebecker Strasse – Schleinufer und Bahnhofstr. entstand Magdeburgs Südstadt im Stil der Gründerzeit. Mehrstöckige, aneinandergrenzende Wohnbauten wurden zu beiden Seiten ehemaliger

Strassen errichtet, tiefe Keller zerstörten die Kulturschichten der vergangenen Jahrhunderte und ein erweitertes Straßennetz veränderte die gewachsenen Strukturen.

Das alte Sudenburg verschwand für immer.

Nur der Friedensplatz (ehemaliger Scharnhorstplatz und ehedem Stadtkern) wurde von dieser Bebauung ausgenommen, ein Park wurde angelegt und ein Bismarck-Denkmal (bis 1952) aufgestellt.

Wenn überhaupt, hatten sich hier noch Spuren früherer Besiedlung und Reste der vorgründerzeitlichen Stadt Sudenburg erhalten können.

Der Plan, eine Tiefgarage parallel zum Breiten Weg im östlichen Bereich des Friedensplatzes anzulegen, bot 1999 die einmalige Gelegenheit, nach eventuell noch vorhandenen materiellen Zeugnissen dieser untergegangenen Stadt zu suchen und sie vor ihrer endgültigen Zerstörung durch den Garagenaushub freizulegen und zu dokumentieren.

Die Ergebnisse der Ausgrabungen

Keramikscherben der Eisenzeit (1. Jahrtausend v.Chr.) belegten die älteste menschliche Anwesenheit im Bereich der Grabung. Sie stammten jedoch nicht aus ungestörten Befunden, sondern waren bei Geländeveränderungen in mittelalterliche Abfallgruben geraten. Mehr als 1500 Jahre vergingen, bevor Menschen sich hier erneut im Hohen Mittelalter niederließen. Sie gehörten zu den Zuwanderern, die im Verlauf des Ausbaus Magdeburgs zur kaiserlichen Residenz (10. Jh.) angezogen wurden. Wir müssen sie uns als kleinere Handwerker und Händler vorstellen, keine Spezialisten, aber doch in der Lage, bestimmte Gebrauchsgegenstände herzustellen oder für ihren Nachschub zu sorgen. Im Süden der ottonischen Befestigungsanlagen fanden sie ausreichend brach liegendes Gelände für ihre Wohn- und Arbeitsstätten. Diese bestanden aus Grubenhäusern, rechteckig in die Erde eingetiefte Räume mit einem Oberaufbau aus Holzpfosten, Lehmwänden und weicher Bedachung (Stroh oder Reet), eine zur damaligen Zeit überall gebräuchliche Bauweise.

Die Anwesen waren locker verstreut und umgeben von Acker- und Gartenflächen zum Anbau der benötigten Lebensmittel.

Die verfüllten Gruben dreier solcher Häuser aus der ersten mittelalterlichen Siedlungsphase konnten freigelegt werden. Sie waren von bescheidenen Ausmaßen, ihre Grundflächen überschritten kaum eine Größe von 12 m² (Plan Abb. 2: Grubenhaus V,VI;VII).

Zwei dieser Häuser lagen in geringem Abstand (10m) hintereinander, ihre Schmalseiten in etwa nach Norden ausgerichtet. Wellenbandverzierte, handgemachte Standbodengefäße (10.Jh.) und Scherben von rotbraunen Kugeltöpfen (11.Jh.) gehörten zum Fundinventar.

Sie erlaubten eine Datierung der Gebäude in den Übergang vom 10. zum 11. Jh. Ob beide allerdings gleichzeitig bestanden, ist nicht sicher zu bestimmen. Wir dürfen nicht vergessen, dass solchen Grubenhäusern aufgrund ihrer Bauweise nur eine kurze Lebenszeit beschieden war, denn die ohne Schutz

Abb. 5 Sich als Verfärbung abzeichnende Grubenhäuser (V,VI,VII)

Abb. 6 Treppenzugang eines Grubenhauses

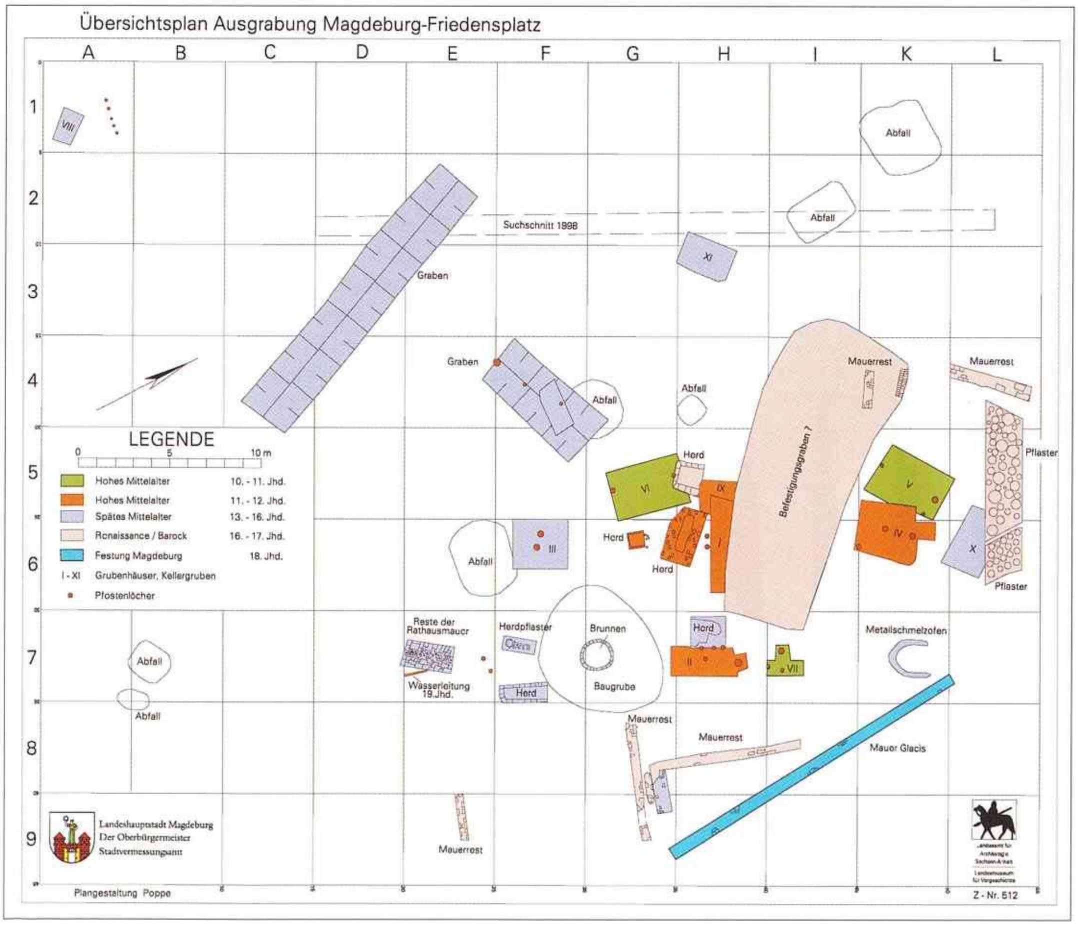


Abb. 4 farbiger Grabungsplan

Abb. 8 Herd mit rotverziegeltem Lehmestrich

in den Boden eingelassenen Holzpfosten verrotteten in weniger als einer Generation.

Etwas älter erwies sich Haus VII (Abb. 5), da sich in seiner Grubenverfüllung nicht nur ausschließlich Keramik des 10. Jhs., sondern auch vier Fragmente von grünlich glasierten Dachziegeln befanden, wie sie nur auf den Dächern der kaiserlichen Bauten Ottos I. auf dem Domberg lagen. Möglicherweise gehörten sie zu einem Gebäude, dessen Einsturz für das Jahr 982 überliefert ist. Aus den Ruinen wären dann solch glasierte Fundstücke aufgelesen und als kostbares Gut mit nach Hause genommen worden. Denn gebrannte und glasierte Dachziegel waren im Hohen Mittelalter so gut wie unbekannt. Erst mit dem zahlreicheren Aufkommen steinerner Gebäude kamen sie in Gebrauch; eine Glasur wie die grüne auf den ottonischen Flachziegeln scheint dagegen offenbar einmalig zu sein.

Auffällig häufig waren im Fundinventar von Haus VII eiserne Gerätschaften vertreten wie zahlreiche Nägel, ein Spitzmeissel und ein Schlüssel. Da jedoch nur noch der westlichste Gebäudeteil vorhanden war, muss eine Zuweisung als Wohnstätte oder Werkstatt unsicher bleiben. Im Westen befand sich auch der Zugang, eine hölzerne Stufenanlage, die von einem starken Holzpfosten in der Mitte gestützt worden war (Abb. 6).

Der folgenden Siedlungsperiode des 11./ 12. Jhs. konnten vier Grubenhäuser (I,II,IV,IX) zugeordnet werden. Haus I überschnitt die Hausgrube von IX an deren Ostseite, hier waren also zwei nicht zeitgleiche Nutzungsphasen erhalten.

Haus II und Haus IV besaßen einen schräg nach unten führenden Zugang wie Haus VII und eine durch einen Pfosten abgestützte Treppenanlage; vor Haus I lagen vor der Südseite zwei dicke Holzpfosten nebeneinander, die vielleicht ebenfalls mit einer Türanlage in Verbindung zu bringen sind.

In allen Häusern überwogen unter den keramischen Überresten die bräunlich-grauen bis ziegelroten Kugeltöpfe des 11./12. Jhs.

Die Grube von Haus I war über die Hälfte mit verbranntem Hüttenlehm verfüllt, neben eisernen Nägeln und Haken fand sich auch ein Bronzering, der vielleicht von einem Pferdegeschirr stammte.

Haus IV besaß in seiner Verfüllung ebenfalls hohe Anteile an Hüttenlehm, in die eine Eisenahle, viele Nägel, flache Kupferblechstücke aber auch sieben Knochenstäbchen von einem Langzinkenkamm eingebettet waren (Abb. 7).

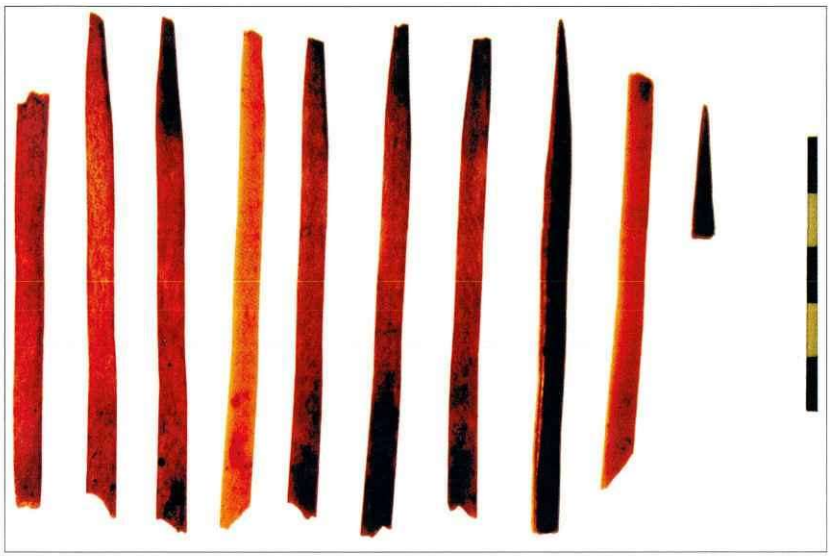


Abb. 7 Knochenstäbchen von Langzinkenkamm, Fundnr.1432

Auch Grubenhaus II war mit einem dicken Hüttenlehmpaket verfüllt, aus dem neben zwei ottonischen Dachziegelbruchstücken ein Werkzeug aus Silex zutage kam, mit einer retouchierten Seite für die Bearbeitung von Holz und Knochen.

Die Hüttenlehmfüllungen und die zahlreichen Holzkohlereste in den Hausgruben von I,II, und IV berichteten von einer Brandzerstörung der Gebäude, die möglicherweise mit dem Brand in Magdeburg 1207 (Zerstörung des ottonischen Domes) oder mit den Kämpfen zwischen Erzbischof Albert II. und Kaiser Otto IV. zusammenhing. Aber auch eine auf die Siedlung begrenzte Brandkatastrophe ist denkbar.

Südlich von Haus I lag in geringem Abstand ein länglicher Herd, aus Grauwacke aufgemauert und die Steine in und auf gelben Lehm gesetzt (Abb. 8). Sein Feuerraum war bis zur Oberkante mit feiner grauer Asche gefüllt, auf die die Steine der Ofendecke gefallen waren. Hohe Temperaturen hatten den Estrich und die innere Lehmauskleidung rot bis schwarz verbrannt, schwarzer Ruß war durch Risse nach außen gedrungen. Zum Schutz vor Zugluft diente wahrscheinlich eine dicht gesetzte Pfostenreihe im Süden der Herdanlage. Die in ihrem Umkreis angetroffenen Eisengeräte, darunter auch ein Hufeisen, ließen uns an die Werkstätte eines Hufschmieds denken.

Ein etwas älterer Vorgänger dieses Schmiedeofens, seine Keramik datiert ihn in das 11. Jh., war nur wenig südlich, aber einen halben Meter tiefer angelegt gewesen. Auch er war von einem Windschutz umgeben, und bestand aus einem Steinkranz, dessen Inneres noch Asche und Holzkohlereste aufwies.

Dem Späten Mittelalter (13.- 16. Jh.) gehörten im Grabungsareal nur noch vier Grubenanlagen an (III,VIII,X,XI), die sich schon aufgrund ihrer geringen Größe als Keller, Werkstätten oder Lagerräume zu erkennen gaben.

Unter ihnen ragte Befund III heraus, mit einer fast quadratischen Grube (2,60 auf 2,40 m) und zwei starken Holzpfosten im Zentrum für das Dach. Aus dem Schutt konnten zahlreiche Eisengeräte (Nägel, Haken und Blechfragmente und viele wegen der fortgeschrittenen Korrosion unidentifizierbare Bruchstücke) geborgen werden, vergesellschaftet mit blaugrauer Keramik, mit Engobe überzogenem Steinzeug und ziegelroten Schüsselkacheln. Ein Metallhandwerker schien in dieser Werkstadt im 13. oder 14. Jh. seiner Arbeit nachgegangen zu sein.

Grube VIII war ein Keller, der gleichzeitig mit den Gruben von X und XI um die Mitte des 16. Jhs. außer Gebrauch kam (wahrscheinlich durch die Auswirkungen des Schmalkaldischen Krieges 1550).

Dass aus diesem Zeitraum nur ein rudimentäres Hausfundament im Gelände aufgedeckt werden konnte, eine verstürzte Trockenmauer in G 8/9 (Abb. 4), lag nicht an einer nachlassenden Sied-

lungstätigkeit, sondern hing mit den Veränderungen beim Hausbau im Spätmittelalter zusammen. Bereits in der Regierungszeit der Salier (1024-1125) begann man wegen der schnellen Holzverrottung im Erdreich damit, Häuser ebenerdig anzulegen. In einen waagrechten Schwellbalken, manchmal noch auf eine steinerne Unterlage gesetzt, wurden nun die vertikalen Ständer eingezapft. Dank dieser Neuerung konnten Wohnbauten jetzt von mehreren Generationen genutzt werden, auch wenn die verwendeten Baumaterialien noch vergänglich waren.

Während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters (14.-16. Jh.) entwickelte sich Magdeburg zu einer der einwohnerstärksten Städte im Reich, war Mitglied der Hanse und florierendes Zentrum von Handel und Recht.

Auch Sudenburg profitierte von dem Aufstieg seiner Nachbarin, wie die Verleihung der Stadtrechte 1398 belegt.

Welch reges Leben in seinen Gassen und Werkstätten herrschte, bewiesen die zahlreichen freigelegten Arbeitsstätten, wie der Eisenschmelzofen und die Herdanlagen, ebenso wie der Stadtbrunnen und das Fundament des ersten Rathauses (Abb. 4, Plan E7). Von ihm war zwar nur ein kurzes Stück erhalten geblieben, eine zweischalige, aus Grauwacke in Trockenbauweise ausgeführte Mauer, die das ehemals stattliche Gebäude mit seinem Fachwerkoberaufbau nur dürftig repräsentierte.

Ganz im Norden des Grabungsareals (Abb. 4, Plan K7) und abseits der ehemaligen Wohnbebauung hatte man im 15./16. Jh. einen Eisenschmelzofen errichtet. Von seinem Feuerraum stand noch eine halbkreisförmige, rotverziegelte Lehmwand aufrecht (Wandst: 0,40m, erh. H: 0,90 m). Schlackenreste und Eisenschrott zeugten von den Verhüttungsarbeiten und Schmelzvorgängen. Einer Abfallgrube weiter südlich (Abb. 4, Plan D7) entstammt das Fragment eines Schmelztiegels, mit dessen Hilfe man flüssiges Erz in Formen gießen konnte.

Am südlichen Rand der Brunnengrube (Abb. 4, Plan F7) konnten zwei Herdstellen untersucht werden. Die östliche war direkt auf dem Erdboden angelegt worden, der Feuerraum rechteckig aus Steinen aufgesetzt und innen mit Lehm verstrichen worden. Das westliche Herdpflaster war dagegen in einer in den anstehenden Löß gegrabenen Grube angelegt, sein Boden aus hochkant gestellten Dachziegeln und Steinen gesetzt und ebenfalls mit Lehm verstrichen worden. Da es im Umkreis beider Anlagen nur wenig Fundmaterial gab, war eine Zuweisung an eine handwerkliche oder häusliche Nutzung nicht mehr möglich.

Eine weitere Feuerstelle (Abb. 4, Plan H7) war nur wenig westlich von Grubenhaus II (zerstört 12./13. Jh.) in Betrieb gewesen. Ihre Seitenmauern waren fast vollständig ausgeraubt und auch von den großen flachen Bodenplatten fehlten mindestens zwei.

Nach Auflassung, bedingt wohl durch einen Deckenversturz, hatte man das verbliebene Loch mit Bauschutt verfüllt. Die darin enthaltene Keramik- vor allem glasierte Irdenware – stellte erneut einen Zusammenhang zwischen der Herdzerstörung mit den Kriegswirren nach dem Schmalkaldischen Krieg in der Mitte des 16.Jhs. her.

Zur selben Zeit kam auch der Stadtbrunnen (Abb. 9) außer Funktion und wurde mit Abfall zugeschüttet. Zu seinem Bau hatte man im 14. Jh. ein trichterförmiges Loch (Dm. ca. 7m) bis in die was-

Abb. 9 Brunnen

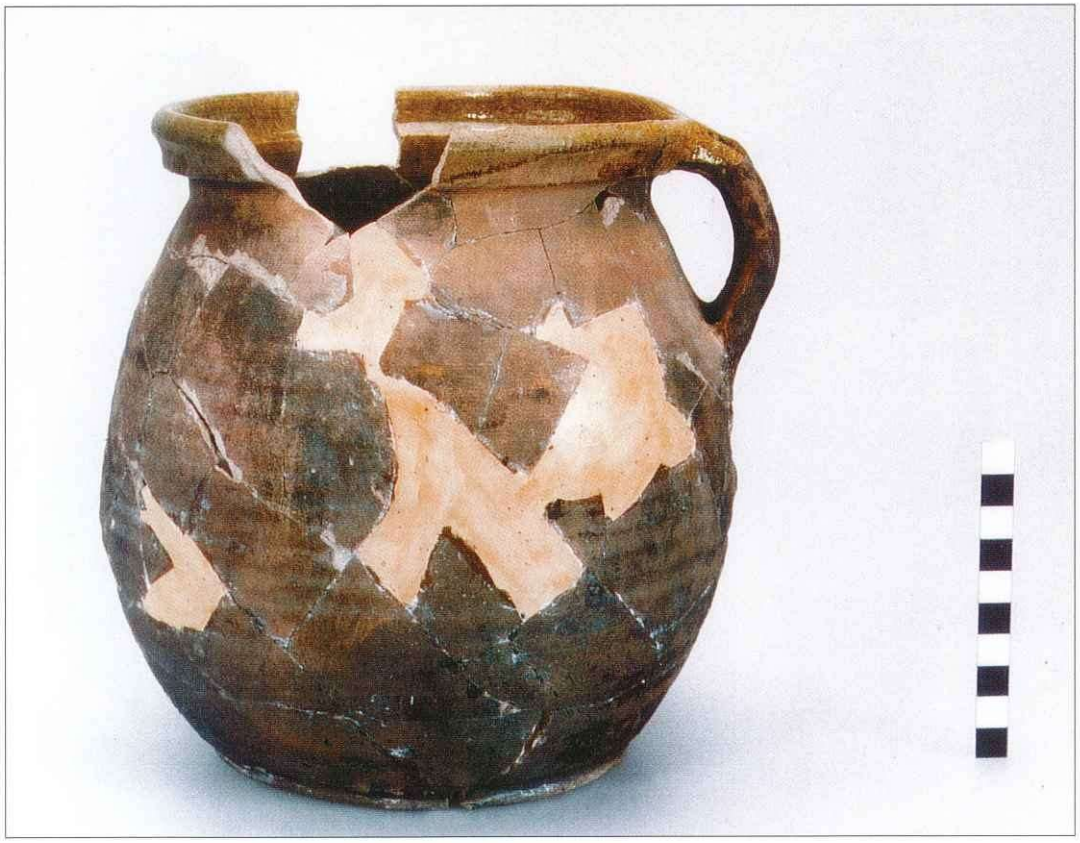


Abb. 10 Keramik, Fundnr.968

serführenden Sand- und Kiesschichten gegraben und darin die Brunnenfassung (Dm. ca. 1.60–1,80m) ringförmig aus Bruchsteinlagen von Grauwacke aufeinandergesetzt. Sie war noch in einer Höhe von 3,80m erhalten, ihre oberen Teile aber mit Hilfe eines Raubschachtes entfernt worden. Nach der vollständigen Freilegung des Brunnens stieg der Wasserspiegel wieder auf 0,60m über die Sohle und blieb dort konstant.

Die Verfüllung erwies sich als zeitlich sehr homogen mit Gebrauchsgegenständen aus Keramik und Glas, Trachtenteilen, Nahrungsresten und Bauschutt.

Zum Haushalt gehörten die innenglasierten helltonigen Kochtöpfe (Abb. 10), die graublaue Irdenware und das salzglasierte Steinzeug (Abb. 11). Schüsselkacheln in glasierter und unglasierter Ausführung ließen auf gehobenen Wohnkomfort mit heizbaren Stuben ebenso wie die zahlreichen Bruchstücke von durchsichtigem Fensterglas schließen. Man trank aus Gläsern in Stangen- oder Keulenform, die mit Fadenauflagen, Noppen oder zarter Bemalung dekoriert waren. Auch musische Interessen wurden gepflegt, wie der Fund einer Kernspaltflöte bewies. Sie war bis auf das hölzerne Mundstück vollständig erhalten (L.0,116m), aus dem Unterschenkelknochen einer Ziege oder eines Schafes hergestellt und vorne mit drei, hinten mit einem Griffloch versehen. Eine zweite gleichartige Flöte stammt aus einer Magdeburger Hotelbaugrube in der Himmelreichstraße (heute im Kulturhistorischen Museum Inv. 79:303).

Von einem Schuh fanden sich Teile seines Oberleders und seiner mit Holzstiften genagelten Sohle (Abb. 12). Zu den Überresten aufgelassener und zerstörter Häuser gehörten tönerne und steinerne Dachziegel, Wandziegel im Klosterformat und Lehmverputz mit Astabdrücken und teilweise erhaltener weißer Wandfarbe. Durch die Feuchtigkeit war der metallene Abfall im Brunnen weniger gut konserviert, die Eisenteile stark korrodiert und nur noch Fragmente von Bronzegefäßen, Beschlagblechen und Griffen identifizierbar.

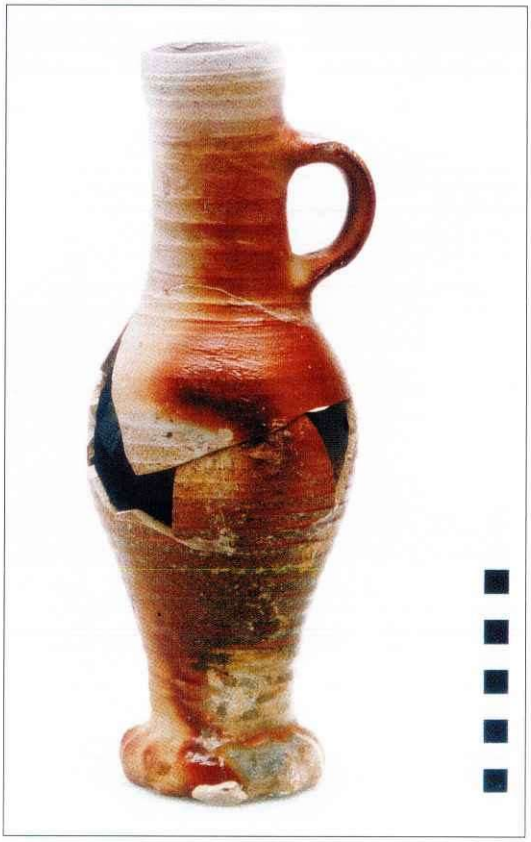
Zu den Nahrungsabfällen zählte ein großer Anteil an Rinderknochen mit Hieb- und Stichspuren, wie sie auch aus anderen Abfallgruben zutage kamen. Weniger zahlreich waren Knochen von Schweinen, Schafen und Ziegen vertreten, häufiger wiederum die zarteren von Hühnern und Kaninchen. Fischgräten, Süßwassermuscheln, Eierschalen und unzählige Kerne von Äpfeln, Aprikosen und Pflaumen vervollständigten den Brunneninhalt. Zusammenhängende Katzen- und Rattenskelette im Fundkomplex erzählten dagegen eine ganz andere Geschichte vom Leben und Sterben in der Stadt.

In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. entstand Sudenburg noch einmal aus Schutt und Asche; für das Jahr 1582 wurden etwa 175 Häuser überliefert, bewohnt von Kunsthandwerkern. Bis auf einen in H5 aufgedeckten und aus Ziegeln aufgemauerten Herd war es nur noch in den höher liegenden Randbereichen im Norden und Osten des Grabungsgeländes möglich, Bebauungsspuren aufzudecken (L 4-6, G-I 8-9).

Zu einem nord-südlich ausgerichteten Gebäude von beachtlichen Ausmaßen gehörten zwei zusammenhängende Mauerstücke (Westmauer: L: 6,10m, Br: 0,40m, Südmauer: L: 0,80m, Br: 0,40m). Vorhanden waren noch drei gemörtelte Bruchsteinlagen, die südliche Hausecke hatte die mittelalterliche Trockenmauer überbaut. Auf dem im Osten anschließenden Lehmfußboden lagen die bei der

Abb. 11 Steinzeugkanne, Fundnr.952

Abb. 12 (rechts) Lederschuhreste, Fundnr.975



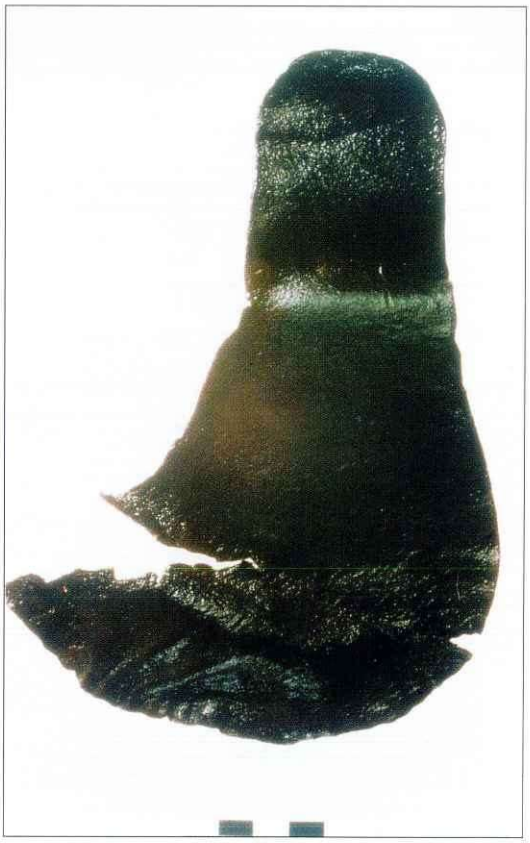


Abb. 13 (links) Haus in G 8-9, Pfostenschlitzmauer Innenseite, Fußboden mit Brandschutt

Abb. 14 Glacismauer

Brandzerstörung heruntergefallenen verkohlten Holzbalken und Strohdocken. Auch das südlich benachbarte Haus war zur selben Zeit einem Brand zum Opfer gefallen. Es war mit seiner Giebelseite zur Straße im Osten ausgerichtet gewesen und tiefer fundamentiert. Von seiner einzig erhaltenen Nordmauer standen noch neun gemörtelte Bruchsteinschichten auf einer Länge von 6,50m aufrecht. Ihre Innenseite wies zwei senkrechte Aussparungen für die Aufnahme von Holzständern auf, die etwa 0,22m über dem Bodenniveau endeten und mit einer Steinbasis abschlossen. Einer dieser Pfostenschlitze war später zugesetzt und vom Wandverputz verdeckt worden (Abb. 13). Auch hier waren auf den Lehmfußboden brennende Dach- und Deckenbalken gestürzt und hatten ihn partiell rot und schwarz verfärbt. Bis zur Maueroberkante war der Raum danach verfüllt worden mit Dachziegelbruch und Mörtelverstrich, gebrannten Lehmbrocken und verkohltem Holz vom Fachwerkoberbau, Keramik und Glas. Da sich zu blaugrauer und helltoniger Irdenware auch farbig glasierte und reliefierte Ofenkacheln sowie farbig bemalte Irdenware gesellte, datierten Hausnutzung und -zerstörung in die erste Hälfte des 17.Jhs. (30-jähriger Krieg). Danach war das Areal verfüllt und planiert worden.

Der spätesten unter dem Friedensplatz nachweisbaren Bauaktivität war ein Stück Glacismauer von der preussischen Festung zuzuweisen (zwischen 1717 und 1742, Abb. 14). Sie war auf einer Länge von 12,90m und mit einer Höhe von 3,86m erhalten und erstreckte sich von Südosten nach Nordwesten. Man hatte sie aus groben Grauwacke-Bruchsteinen aufgemauert und ihre Oberkante gegen Witterungseinflüsse mit Mörtel abgedeckt. Zum südlich davor liegenden Graben war sie mit einem Neigungswinkel von 74 Grad geböscht.

Beim Abriss der Festigungsanlagen entging sie der Zerstörung, weil sie bereits verschüttet war.

Mit diesem Glacis endeten die durch die Ausgrabung freigelegten Siedlungs- und Bauphasen auf dem Friedensplatz, die vom 10. bis zum 18.Jh. reichten, die historische Überlieferung ergänzten, aber auch weit über sie hinausführten.

Vor allem der Zuwachs an Zeugnissen aus dem Hochmittelalter, besonders aus der ottonischen Kaiserzeit, hat unser bisheriges Wissen über diese Epoche erweitert.

Die in dieser Hinsicht an die archäologischen Untersuchungen gestellten Erwartungen konnten demgemäß mehr als erfüllt werden.

Bildquellennachweis:

Abb. 1, 5-14:	Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Abb. 2:	Magdeburger Stadtansicht von 1572, Hogenberg, Franz (nach: Magdeburg in Bilder)
Abb. 3:	Stadtansicht von Merian (1595-1650) (nach: Magdeburg in Bilder)
Abb. 4:	Vermessungsamt der Landeshauptstadt Magdeburg, Bearbeiter: M. Poppe

Ein mittelalterlicher Friedhof unter dem Gesellschaftshaus

Christoph Engel

Im Gesellschaftshaus in der Schönebecker Str.129, Stadt Magdeburg, fanden Umbau- und Sanierungsarbeiten statt. Bei Ausschachtungen in den Kellerräumen wurden diverse Bestattungen aufgedeckt, die dabei erhebliche Störungen erlitten. Aufgrund der akuten Bedrohung der bereits stark beschädigten Gräber führte das Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Halle im Einvernehmen mit dem Hochbauamt Magdeburg eine vierwöchige archäologische Notbergung (12.09.-09.10.2003) durch. Ziel der Maßnahme war die wissenschaftliche Dokumentation der Befunde vor ihrer endgültigen Zerstörung.

Geschichte

Das Gesellschaftshaus, das 1828/29 in Anlehnung an einen Entwurf von Karl Friedrich Schinkel erbaut wurde, und der dazugehörige Park, der unter Leitung Friedrich Wilhelm Wolffs nach Plänen Peter Joseph Lennés entstand, befinden sich auf dem Gebiet des ehemaligen Klosters Berge. Dessen Geschichte verlief sehr wechselhaft. 965 wurde anstelle des Moritzklosters, dessen Umwandlung mit der Ernennung Magdeburgs zum Erzbistum (968) in ein Domstift den Auszug der Mönche notwendig machte, das Johanniskloster auf dem Berge, außerhalb der Stadtmauern, als neues Domizil der Benediktiner gegründet. Bereits 1017, nur 50 Jahre nach dem Einzug der Mönche, wurde das Kloster durch einen verheerenden Brand zerstört. Der Wiederaufbau erfolgte unter Abt Siegfried (1009-1020) und fand mit der Einweihung der neuen Kirche 1082 unter Erzbischof Hartwig vorerst seinen Abschluss. Im Schmalkaldischen Krieg, zu dessen Bund Magdeburg gehörte, kam es während der Belagerung der Stadt durch die kaiserlichen Truppen zu Plünderungen und Zerstörungen des Klosters. Peter Ulner, im November 1559 zum Abt gewählt, organisierte den Bau einer neuen Kirche. Er zeichnet sich auch für die Errichtung der Klosterschule verantwortlich, die bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1810 weit über die Stadtgrenzen Magdeburgs hinaus von sich reden machte.

Im Dreißigjährigen Krieg erlitt das Kloster während der Belagerung und Einnahme Magdeburgs erneut schwere Beschädigungen. Erst nach Ende der Belagerung der Stadt, konnte sich Abt Crusius notdürftig im Kloster einrichten, bis unter Abt Sebastian Göbel, seit 1660 im Amt, die Wiederherstellung des Klosters und der Kirche durchgeführt wurde. Unter letzterem wurde auch der Schulbetrieb im Kloster wieder aufgenommen.

Mit der Übergabe der Festung Magdeburgs an die Franzosen (1806) verlief der Krieg entscheidend zugunsten der französischen Truppen. Trotz Bemühungen, die Klosterschule weiterzuführen, wurde mit dem Dekret des Königs von Westphalen vom 10.12.1809 dem Bestehen des Klosters und der Klosterschule ein Ende gesetzt. Im darauf folgenden Jahr musste das Kloster geschlossen werden. Nachdem es zuletzt den Franzosen als Lazarett für die aus Russland zurückkehrenden Truppen diente, begannen 1813 auf Befehl des Kaisers Napoleon die Abbrucharbeiten sowohl des Klosters als auch der Neustadt und der Sudenburg. Die letzten Ruinen wurden 1823-25 gänzlich beseitigt, so dass es heute kaum einen Anhaltspunkt gibt, wo sich die Klostergebäude genau befanden.

Gräber

Von großem Interesse sind daher die Gräber, die bei den Ausschachtungsarbeiten im Keller zu Tage kamen. Leider konnte keines von ihnen in intaktem Zustand dokumentiert werden. Diverse Bodeneingriffe zu unterschiedlichen Zeiten führten zu starken Beschädigungen oder gar völligen Zerstörung des archäologischen Materials.

Jedoch konnte mit Sicherheit festgestellt werden, dass es sich um einen Teil eines planmäßig angelegten, vermutlich mittelalterlichen Friedhofes handelt. Der Übersichtsplan (Abb. 1) zeigt dies ein-

Abb. 1 Schematische Darstellung der Gräber innerhalb der Grundmauern des Gesellschaftshauses

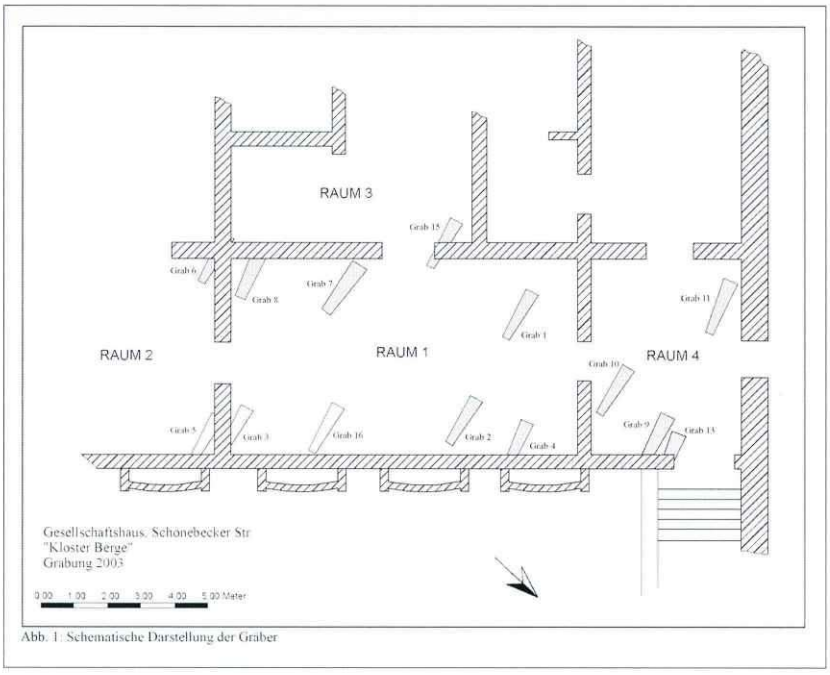


Abb. 1: Schematische Darstellung der Gräber

drucksvoll. Die Gräber waren in nordsüdlich verlaufenden Reihen in annähernd regelmäßigen Abständen zueinander angeordnet. Alle bestatteten Individuen lagen mit dem Kopf im Westen und blickten nach Osten. Die Haltung der Toten variierte nur minimal hinsichtlich der Armhaltung. Bei den Bestattungen lag der rechte bzw. linke Arm quer über der Hüfte auf dem linken bzw. rechten Becken, während der andere Arm entlang der Seite gestreckt war.

Zahlreiche Sargnägel aus den Grabgruben sowie vereinzelte Holzreste sprechen für eine Bestattung in Holzsärgen. Weitere Aussagen waren aber aus dem Grabungsbefund nicht zu gewinnen.

Einen schlechten Erhaltungszustand wies auch das Knochenmaterial auf. In Raum 2 konnten die *in situ* verbliebenen Unterschenkel als einziges Zeugnis eines Grabes (Grab 6) dokumentiert werden (Abb. 2 und 3). Ein weiteres Skelett (Grab 5) war bereits so stark zerstört, dass es als Ansammlung loser Knochen geborgen werden musste. Das gleiche gilt für einige Knochen aus Raum 3, die lediglich als Lesefunde vermerkt werden konnten. In Raum 1 wurde in einer am 28./29. August von Mitarbeitern des LfDA Halle durchgeführten Notbergung die Gräber 1 und 2 dokumentiert. Zuvor hatte Dr. habil Th. Weber, LfDA Halle die Knochen der bereits zerstörten Gräber sichergestellt und deren Lage im Plan mit fortlaufenden Nummern festgehalten (Abb. 4).

Eine anthropologische Untersuchung war weder zeitlich noch finanziell gegeben. Dennoch verweisen während der Grabung gemachte Beobachtungen auf eine relativ grazile Statur der auf dem Friedhof bestatteten Individuen. Das Alter ist aufgrund des häufigen Fehlens der für eine Alters- und Geschlechtsbestimmung relevanten Skelettpartien äußerst schwer zu ermitteln. Nähere Aussagen hierzu können nur durch weitere Untersuchungen erzielt werden.

Abb. 2 bis 4
Freigelegte Bestattungen

Ein prähistorisches Grabensystem

Bei der ersten Bergung der losen Knochen aus den Räumen des Kellers und bei der darauf folgenden Notdokumentation der Gräber 1 und 2 durch Mitarbeiter des LfDA Halle konnte in den bis dahin bereits ausgeschachteten Bereichen ein dunkelgrau

gefärbter Graben beobachtet werden, dessen Bedeutung am ehesten mit einem Ausbruchgraben des ehemaligen Klosters erklärbar zu sein schien. Der archäologische Befund widersprach allerdings einer solchen Annahme. Mehrere Gräber waren in diesen Graben eingetieft worden und mussten demnach jünger als der Graben sein (Abb. 5). Die aus den Grabgruben stammende Keramik wurde bei Anlage der Gräber sekundär verlagert und stammte ursprünglich aus der Verfüllung des Grabens. Das belegen auch die aus dem Graben geborgenen Keramikfunde, die in ihrer Machart mit den Scherben aus den Gräbern übereinstimmen.

Der Graben verlief bis unter die östliche Ecke des Raumes 1. Nach Westen konnte der Befund bis zum Fundamentgraben der den Raum 1 im Südwesten begrenzenden Innenmauer verfolgt werden. Der Graben verlief sicherlich weiter nach Westen. Da aber im dort anschließenden Raum bereits mit der Kiesverfüllung begonnen worden war, waren hier weitere Untersuchungen nicht möglich. Ungefähr in der Mitte von Raum 1 auf der westlichen Seite knickte der Graben in einem annähernd rechten Winkel ab, zog dann in Richtung Norden und verschwand auch hier unter der Außenmauer des Gebäudes. Der nördliche Teil des Grabens war trotz moderner Störung durch eine Regenabwasserleitung gut erhalten. Dieser Teil war sowohl breiter als auch tiefer als der ostwestlich verlaufende Graben im Süden. Die Gräben konnten im Grabungsbefund nicht zeitlich von einander geschieden werden.

Die Funde

Keramik konnte vor allem aus den beiden Gräben Befund 8 und 18 bzw. aus den Grabgruben der darin eingetieften Gräber geborgen werden. Die Tonscherben aus der Grabgrubenverfüllung sind demnach als sekundär verlagertes Material anzusprechen. Die Beschaffenheit der Keramik ist von grober Magerung, zum Teil guter Oberflächenbehandlung und von graubrauner bis rötlicher Farbe. Aussagekräftige Profile oder Randstücke fehlen ebenso wie Verzierungen oder Applikationen. Eine Datierung in prähistorische Zeit kann aber als gesichert gelten. Eine genauere Datierung der meist kleinen Wandscherbenfragmente ist aufgrund des allgemeinen Charakters der Keramik nicht möglich.

Aus der Südostecke des Raumes 1 im Bereich um Grab 3, stammte neben einigen Tonscherben und Knochen auch das Fragment eines bronzenen Gegenstandes, bei dem es sich vermutlich um den Rest einer Nadel handelt. Ein weiteres Stück aus Bronze konnte aus der Grabgrube von Grab 9 geborgen werden. Die beiden Bronzefragmente werden wie die Keramik als verlagerte Funde angesehen und legen eine metallzeitliche Datierung der Gräben nahe. Leider sind die beiden Fragmente für eine genauere Ansprache nicht geeignet.

Zusammenfassung

Die Ausdehnung des Friedhofes war aufgrund des begrenzten Grabungsausschnittes nicht zu ermitteln. Doch geht aus dem Grabungsbefund eindeutig hervor, dass die Grenzen des mittelalterlichen Friedhofes über die Gebäudemauern hinausreichen. Inwiefern der Friedhof mit dem Kloster zu verbinden ist, könnten C-14 Daten der Knochen präzisieren helfen. Zurückgewiesen werden kann die Vermutung, dass das Gesellschaftshaus auf den Fundamenten des Klosters errichtet worden sei. Mittelalterliche Baureste konnten während der Grabung nicht festgestellt werden (mit Ausnahme eines dunkelgrün glasierten Formsteines unbekannten Fundzusammenhanges). Sollten die Gräber zu dem mittelalterlichen Benediktinerkonvent St. Johannes gehören, ist im unmittelbaren Bereich der Gräber nicht mit Klostergebäuden zu rechnen.

Abb. 5 Verfärbung des prähistorischen Grabensystems

Literatur:

Dehio, G., Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Sachsen-Anhalt I, Regierungsbezirk Magdeburg, 2002

Holsten, H., Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge, Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, 1886

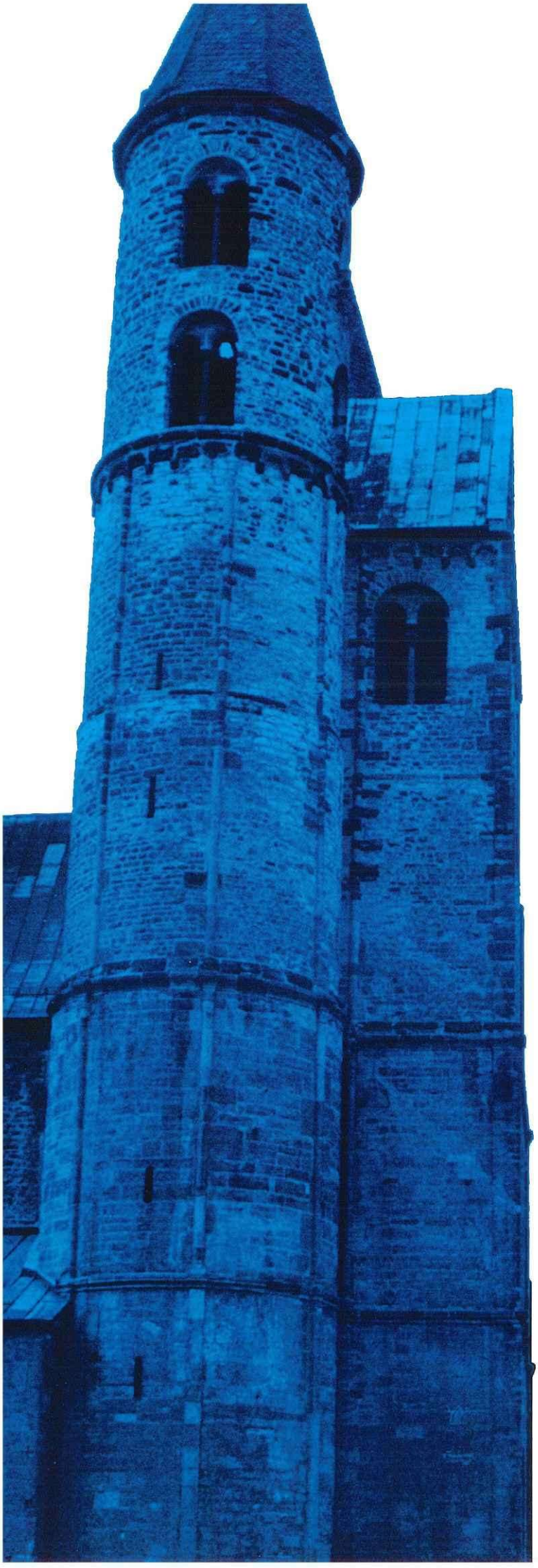
Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt u. Grünflächenamt, Hrsg., Parkanlagen der Stadt Magdeburg, Magdeburg 1995

Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt, Hrsg., Kirchen und Klöster zu Magdeburg, Magdeburg 2000

Schmidt, C. A., Chronik der Stadt Buckau, Druck von Friese & Fuhrmann, Magdeburg, 1887

Bildquellennachweis:

Abb. 1-5: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie



Archäologie und Stadtplanung

Archäologie und Stadplanung – zwei Welten unter einem Hut?

Eckhart W. Peters

Magdeburg ist mehrfach belagert worden, nicht nur zu ottonischen Zeiten, sondern auch durch Moritz von Sachsen, durch Tilly, durch Napoleon und zuletzt durch die amerikanischen Truppen ... – befreit worden.

Viele Zeugnisse belegen, welche Ausdauer und Fantasie die Belagernden und welchen Willen die Belagerten innerhalb ihrer Festungen hatten, welches Leid die Belagerten zwang – oftmals den Hungertod vor Augen – die Tore zu öffnen und welche Grausamkeiten durch die Belagerer in eroberten Städten verübt wurden.

Widukind von Corvey[1] beschreibt in seiner Sachsengeschichte vor über tausend Jahren ... *in jenen Tagen hatten die Sachsen überhaupt unter vielen Feinden zu leiden, den Slawen im Osten, den Franken im Süden, den Lothringern im Westen, den Dänen und wiederum den Slawen im Norden ...*

Kaiser Otto der Große ist in seinem Reich nicht zur Ruhe gekommen. Viele strategisch wichtige Punkte hat er mit Burgen besetzt – er baute um Magdeburg eine neue Mauer - und doch gab es immer wieder Belagerungen dieser Burgen, sei es durch die äußeren Feinde oder sei es durch die inneren (auch Verwandtschaft)[2]. .... *Darüber wurde Eberhard auf Bruning zornig, sammelte eine Schar und steckte dessen Burg Helmern in Brand, nachdem er alle ihre Bewohner umge-bracht hatte. Als der König von diesem Übergriff erfuhr, verurteilte er den Eberhard zur Abgabe von Pferden im Wert von hundert Pfund, und alle Anführer, die ihm bei der Untat geholfen hatten, zu der Schande, Hunde bis zu der königlichen Stadt zu tragen, die wir Magdeburg nennen ...*

Der Beginn der Neuzeit ist nicht nur von der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus (1492), der Erfindung der Buchdruckerkunst und langgezogener Kanonen bestimmt, sondern auch durch gewal-

Abb. 1
Belagerungsplan von 1551

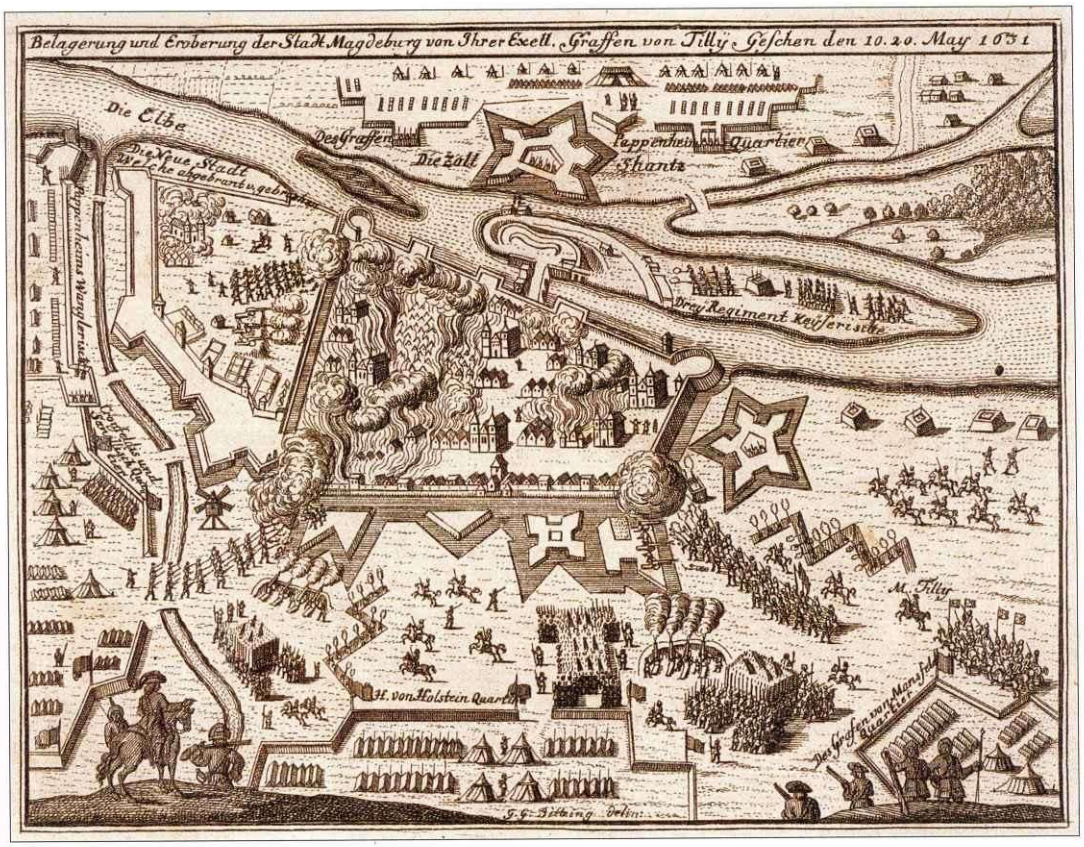


Abb. 2 Belagerung der Stadt Magdeburg 1632

tige Umbrüche in vielen Bereichen. Eindrucksvoll gibt das Bauernkriegspanorama von dem Maler Werner Tübke in Bad Frankenhausen die frühe Neuzeit wieder. Über den historischen Anlass des Bauernkrieges hinaus, betreten wir das Panoptikum der Renaissancewelt, finden Glaube und Aberglaube - Tod und Teufel - Papst, Ablass und Sünde - Kind und Kegel - die Mode, Jahreszeiten und Vieles mehr. Der Künstler Tübke hat keinen geringeren Versuch unternommen, als ein Universium darzustellen, das Universium der Renaissance und hier fehlt natürlich auch der Krieg nicht.

Und wieder wurde Magdeburg belagert. M. Seth-Henrico Calvisio[3] beschrieb das wie folgt:

„Die Metze und die Magd
haben dem Kayser den Tanz versagt"

„Magdeburg ist nicht nur einmahl sondern unterschiedliche mahl belagert worden. Das erste mahl, da die Stadt von Kaeyser Carlo Vto in die Acht erklaehret, und die Executation Curhfuerst Moritzen von Sachsen aufgetragen worden. Sie ging im Jahre 1550, den 16. Sept. an, und dauerte über ein ganzes Jahr bis 1551, den 9ten Novembr".

Die Städte Metz und Magdeburg leisteten erbitterten Widerstand gegen Kaiser Karl V. und blieben trotz kaiserlicher Acht bei ihrem protestantischen Glauben. Der Kurfürst Moritz von Sachsen erhielt den kaiserlichen Auftrag, den Exekutionskrieg durchzuführen, den Widerstand zu brechen und die Reichsacht gegen die bestens gerüstete Stadt zu vollziehen (Abb. 1). Mehr halbherzig als fest entschlossen nahm der Kurfürst die Belagerung Magdeburgs vor, wiederholt auch abgelenkt durch andere Kriegsschauplätze und durch sein eigenes Machtbestreben. In der Schlacht bei Sievershausen siegte 1553 Moritz von Sachsen, erlitt jedoch eine Schusswunde, an der er zwei Tage später mit den Worten „Gott wird kommen" starb[4]. Kaiser Karl der V. zog sich zurück und Magdeburgs Belagerung wurde bedeutungslos.

Der Schriftsteller Wilhelm Raabe[5] beschrieb im seinem Roman „Unseres Herrgottes Kanzlei" ausführlich die Situation der belagerten Stadt, den Kampfeswillen und die Verteidigungskraft. Trotz aller Stärke Magdeburgs sagte der im Jahre 1560 in Heidelberg verstorbene Poet Petrus Loitichius[6] die Zerstörung der Stadt voraus.

O weh! was für ein Schreck befällt meine Seele,
Wenn an dein Schicksal ich, o Magdeburg, gedenck,
Ich seh dich schon im Geist als eine Marter-Höhle,
Wenn ich den bangen Sinn auf deinen Unfall lenk.
Man wird dich jämmerlich zerreissen und verwunden,
Man droht dir grausamlich mit Schwert und Spieß den Todt,
Und hast Du Dir den Crantz als Jungfrau gleich gebunden,
So bring ein Räuber dir doch Schaden, Angst und Noth,
Was man mit Augen sieht, das muss zu Aschen werden,
Du schönes Magdeburg wirst einem Sodam gleich.
Dein schönes Lust-Revier, der Fluß mit samt den Erden
Umschließt der Thränen Fluht und wird für Schrecken bleich.

Seit 1618 wütete in Europa ein Krieg, der kein Ende nehmen wollte und dreißig Jahre andauerte. Viele Städte und Dörfer wurden belagert, geplündert, geschändet und zerstört. Hass, Not und Elend wollten und wollten über viele Jahre kein Ende nehmen.

Im Bund mit Schweden hätte Magdeburg der Belagerung des kaiserlichen Oberbefehlshabers Tilly

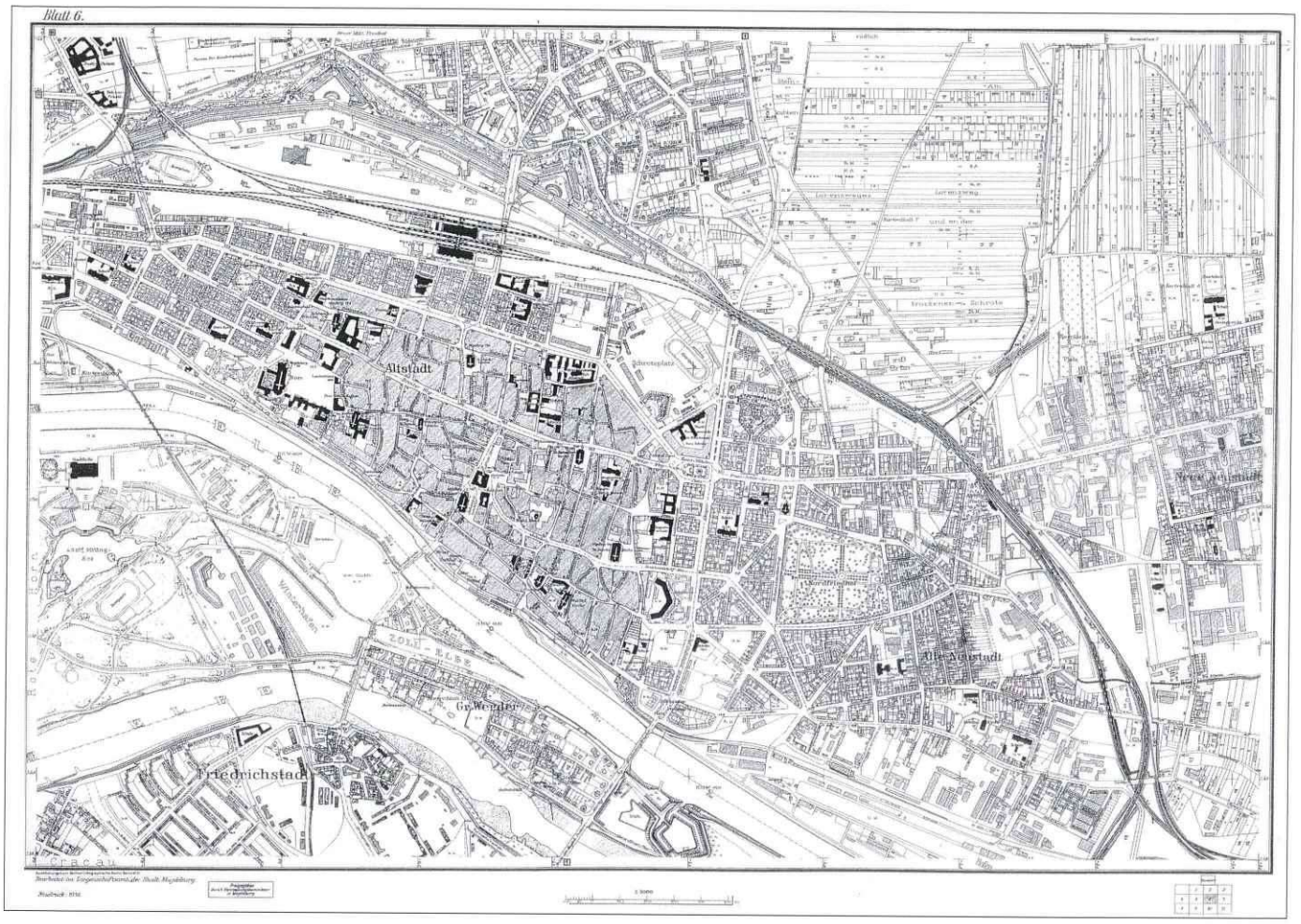


Abb. 3 Stadtkataster von 1939

noch länger standgehalten, Tilly hätte geschlagen werden können, jedoch der Schwedenkönig Gustav II. Adolph zog nach Frankfurt Oder[7]. Oberst Falkenberg lies aus strategischen Gründen die befestigte Vorstadt Sudenburg und den Flecken St. Michael am 01. Mai 1631 und am 02. Mai im Norden die befestigte Neustadt abbrennen. Ein freies Schussfeld für Magdeburg ..... für Tilly. Am 18. Mai 1631 richtete Tilly drei Schreiben an den Magistrat der Stadt, er mahnte eindringlich zur Übergabe. Die Bürgerschaft war bereit zu kapitulieren, jedoch der Oberst Falkenberg rief zum Ausharren, obwohl die Härte der Belagerung zugenommen hatte. Wiederholt zögerte Tilly den Sturm auf Magdeburg hinaus – auch aus Sorge über die Zerstörung, Schändung und Plünderung der Stadt (Abb. 2).

Tilly zögerte noch mit dem Angriff am 20. Mai 1631, doch griff Pappenheim auch ohne Zeichen Tillys an. Falkenberg hatte die Verteidigung zurückgezogen und in wenigen Stunden wurde Magdeburg eingenommen[8].

Die Tyllischen mögen wohl kaum zwei oder drei Stunden in der Stadt gewesen seyn, so soll an 50. bis 60. Oertern zugleich angelegte Feuer ... in geschwinder Eil allenthalben genommen haben, weil eben ein großer Sturmwind und viel Speck, Schincken und Würste auf ein Jahr lang im Vorrath gewesen, so dass von 11. Uhr zu Mittage an bis in die Nacht um 11. Uhr diese ganze Stadt mit 6. Pfarr-Kirchen, Schule und Rath-Hause in der Asche gelegen ... [9].

Des anderen Tages nach dieser guten Stadt jämmerlichen Einäscherung haben die Kayserlichen und Ligistischen Völker des Morgens mit dem frühesten angefangen auf den Brandstädten die Keller zu visitieren ...[10]. Auf die Beschreibung der Einzelheiten verzichte ich hier, jedoch dauerte das Schänden, Quälen, Fressen und Saufen in den Kellern drei Tage an, es war die „Magdeburgische Hochzeit“[11].

Magdeburg ist nicht nur mehrfach belagert worden, sondern Magdeburg ist auch mehrfach zerstört worden: durch Brände, durch den 30-jährigen Krieg, durch Napoleon und durch den Zweiten Weltkrieg. Die Stadt litt unter Pest und anderen Seuchen sowie unter der Fremdherrschaft anderer Länder. Das Leid ist vielfach beschrieben worden, durch M. Seth-Henrico Calvisio, Friedrich Wilhelm Hoffmann, Wilhelm Raabe, Rudi Hartwig und Manfred Wille und zuletzt durch Matthias Puhle[12]. In all den Jahrhunderten wurden die Katastrophen von den Magdeburgern überwunden. Auch das ist vielfach beschrieben worden. Nicht vergessen ist die Königin Luise von Preußen, die 1806 in Tilsit bei den Friedensverhandlungen mit Kaiser Napoleon versuchte, Magdeburg bei Preußen zu belassen (Abb. 3).

Hat der Wiederaufbau Magdeburgs nach dem 30-jährigen Krieg bald hundert Jahre gedauert - es waren von den einst 30.000 Einwohnern nach der Zerstörung Magdeburgs 1631 nur noch 500 in der Stadt verblieben -, so ist auch heute der Wiederauf-

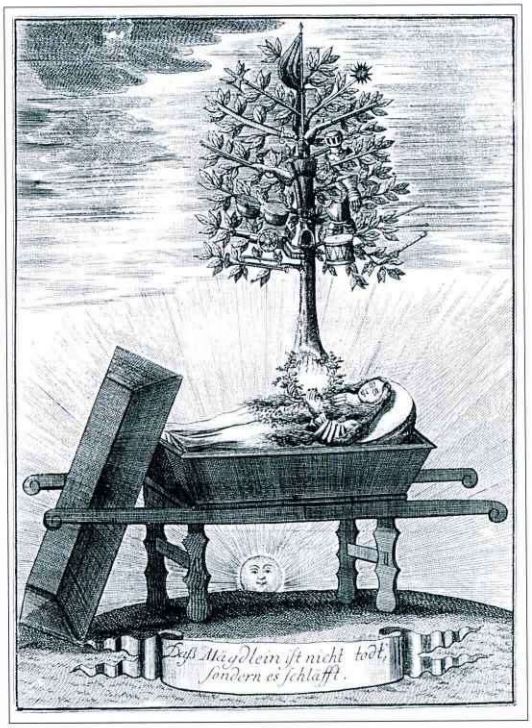


Abb. 5 Das Mägdelein ist nicht tot sondern es schläft

bau Magdeburgs nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges nicht vollständig abgeschlossen.

Magdeburgs Innenstadt war durch den Zweiten Weltkrieg am 16.01.1945 fast vollständig zerstört worden. Unendliche Trümmerlandschaften entstanden innerhalb einer Nacht und die Stadt brannte tagelang. Kaum war das Trauma des Nationalsozialismus beendet, begann 1945 die Neuorganisation und der Wiederaufbau der Stadt für die Abertausenden an Obdachlosen. Neue Verwaltungsstrukturen wurden geschaffen und städtebauliche Wettbewerbe durchgeführt[13].

Die Magdeburger wollen nicht auf den "Trümmern ihrer Stadt klagen, sie haben den festen Willen, ihre Heimatstadt neu zu bauen".

Die Geschichte der Landeshauptstadt Magdeburg - der Wiederaufbau - ist verknüpft mit der Geschichte vieler europäischer Städte. So ist 1952 für Magdeburg in Verbindung mit einem Volkswirtschaftsplan ein Aufbauplan unter Mithilfe aller Bevölkerungskreise aufgestellt und von der Stadtverordnetenversammlung politisch beschlossen worden[14].

Wir wollen aber, unter Mithilfe der gesamten Bevölkerung Magdeburgs, noch mehr, schneller und besser aufbauen! In Betriebs- und Einwohnerversammlungen wurden Verpflichtungen von der Bevölkerung übernommen, 100 000 cbm Trümmerschutt durch freiwillige Mitarbeit zu beseitigen. Aus den dadurch eingesparten Mitteln sollen zusätzlich neue, schöne Wohnungen und Jugendheime gebaut werden ...

In den fünfziger Jahren halfen alle - Kinder und Frauen, Jung und Alt, Werktätige und Rentner, Vertriebene und Heimkehrer - die Trümmer der Stadt zu beseitigen. Der Wiederaufbau begann und unzählige Zeugnisse belegen, was die Magdeburger in dieser Zeit geleistet haben, einerseits die Verpflichtung gegenüber der Sowjetunion und andererseits die Wiederbelebung des städtischen Organismus.

Heute sind in der Innenstadt Magdeburgs noch immer Zeichen von der fast totalen Zerstörung zu finden. Die Spuren sind deutlich nachvollziehbar, die Spolien - wiederverwendete Bauteile - und jedes Öffnen der Erde, jede Baugrube in der Innenstadt lassen einen Blick in die dramatische Geschichte der Stadt zu. Archäologie als Schaufenster in das Erdinnere, in die Geschichte. Welche Schicksale sind mit den unterirdischen Trümmern verbunden, welche Leiden hat der Zweite Welt-

Abb. 4 Luftbild vom Domplatz

krieg ausgelöst und welches Unheil hat das deutsche Volk zur Zeit des "Tausendjährigen Reiches" angerichtet.

Die städtebaulichen Leitbilder nach dem zweiten Weltkrieg[15] und das Verlassen der historischen Stadtgrundrisse sowie der oftmals fehlende Erwerb der Grundstücke haben jedoch neue Probleme geschaffen, die heute eine fast nicht zu überwindende Hürde darstellen. Jede Baumaßnahme in der Altstadt Magdeburgs – archäologisches Flächendenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes des Landes Sachsen-Anhalt – wird von der unteren Denkmalschutzbehörde und dem Landesamt für Archäologie und Denkmalschutz begleitet, so dass durch eine Vielzahl von Ausgrabungen ein detailliertes Bild gezeichnet wird.

Die Baugruben der neuen Projekte wie Tiefgarage Friedensplatz, Nord-LB, Neubau Hundertwasserhaus, Möllenvogteigarten, Fürstenwallpark, Regierungsstraße, Kloster Unser Lieben Frauen und auch Domplatz lassen einen Blick in die Geschichte Magdeburgs zu. Verteidigungsgräben, Wallanlagen, Mauern, Keller, Treppen, Brunnen, Hausratsgegenstände, bearbeitete Hölzer und bemalter Putz, alte Schriften an den Wänden, Schutt und immer wieder Schutt zeugen von dem Schicksal der Stadt. Unter den großen Neubauten der Innenstadt ruht noch immer die Altstadt aus der Zeit vor 1945 und auch aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg ganz im Sinne: *„Daß Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläfft"* (Abb. 5).

Die Baugruben lassen ahnen, wie vielfältig, urban und dicht die Bebauung war. Altstädte mit ihrer vielfältigen Gestalt können heute noch Leitbild für das zukünftige Stadtbild sein, nicht nur in Leipzig und Dresden, sondern auch in Magdeburg (Abb. 4).

Die Bauakten des Stadtarchivs, die historischen Stadtpläne geben detailliert Einblicke über die Vielfalt der Räume und Bauten, enge Gassen, kleine Schluppen, breite Wege, Plätze, oft schief-winklig, mit Vor- und Rücksprüngen, nichts war rechteckig und einheitlich, ob im Grundriss, in den Parzellen oder Ansichten. Grundsätzlich befanden sich in den Vorderhäusern im Erdgeschoss Läden, dahinter Werkstätten, dann der Innenhof als negative Form weiterer Nebengebäude in agglutinierender (anleimender) Bauweise, über Jahrhunderte entstanden. Kein Haus, kein Hof, kein Grundstück glich dem anderen (Abb. 6).

Der **Historische Stadtrundgang** zeigt die archäologischen Spuren, die baulichen Spolien der Altstadt auf. Eine Besonderheit einst wie heute ist die Lage der Kirchen, die zusammen mit der Stadtmauer und den Befestigungstürmen und besonders mit dem Dom „Sankt Mauritius und Sankt Katharina" die Stadt krönen. Die Kirchplätze und die Kirchen selbst dürfen in der Enge der Stadt nicht vergessen werden, nicht nur weil ein Teil von ihnen erhalten blieb (Walloner Kirche St. Augustin, St. Petrikirche, Magdalenenkapelle, Pfarr- und Ratskirche St. Johannis, Kloster Unser Lieben Frauen, Dom St. Mauritius u. St. Katharina und St. Gertrauden-Kirche), sondern weil auch wieder beim Neubau einige alte Kirchen freigelegt werden, wie z. B. beim Roncallihaus (Templer-Kapelle) und beim Hundertwasser-Neubau (St. Nikolaikirche) und der Baustelle Nord-LB (romanisches *opus piscatum*).

Abb. 6 Bebauung der Regierungsstraße 1891

Ein **kulturhistorischer Pfad** in Ergänzung zur **Architekturmeile** sollte den Blick in das Erdinnere - in das Schicksal der Stadt - öffnen, um das Bewusstsein für die prozessuale, historische Entwicklung der Stadt zu stärken. Dazu gehört auch die Geschichte der Gräben und Wallanlagen, des Festungsringes um Magdeburg, die im Projekt **Grüner Ring** qualifiziert wird. Die Dokumentation Magdeburgs als stärkste Festung Preußens wäre in einem Fort wünschenswert. Wer weiß heute noch, wo die Festungen, die Gräben, die Wallanlagen, die Kasernen, das Glacis und auch die alten Stadttore gelegen haben[16]? Der **Stadtplan Otto von Guerickes** aus dem Jahr 1631 ist in eine Steinplatte graviert und im Bürgersteig der Lothar-Kreyssig-Straße verlegt worden.

Bei allen Neu-, Leitungs- und Straßenbauten der letzten Jahre in der Altstadt sind begleitend archäologische Untersuchungen – Notgrabungen finanziert vom Verursacher - durchgeführt worden (Ulrichshaus, Allee-Center, Friedensplatz, Hundertwasserhaus und Neubau Nord-LB). Immer wieder tauchen die Spuren der mittelalterlichen Besiedlung auf und nur selten gelingt es, Teile im historischen Kontext zu erhalten und/oder Teile davon in

Abb. 7 Der Grundriss des ottonischen Domes in Sandstein nachgebildet

die Neubauten zu integrieren. 1948 ist am Alten Markt von dem Archäologen Nickel die über Jahrhunderte verschüttete und vergessene Buttergasse wieder ausgegraben worden. Die eigentlichen Fahrspuren der Buttergasse liegen 2,70 m unter dem heutigen Markplatzniveau, und die großen romanischen Keller sind heute als Gaststätte in einem Neubau integriert.

Wesentliche Baumaßnahmen und archäologische Untersuchungen sind vom Stadtplanungsamt initiiert und aus Mitteln der Förderprogramme „Städtebaulicher Denkmalschutz" finanziert worden:

- Domplatz und angrenzende Straßen
- Fürstenwallpark (Fürstenwall und Förder)
- Gouvernementsberg
- Umfeld Kloster Unser Lieben Frauen
- Möllenvogtei und Schlossgarten
- Remtergang
- Regierungsstraße

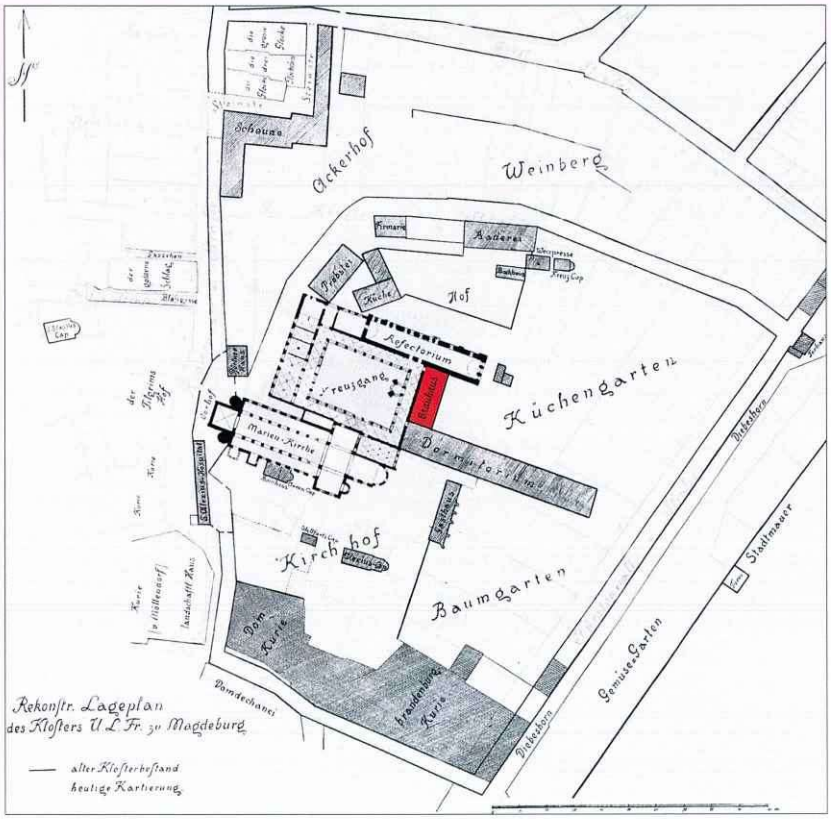
und „Stadtumbau Ost"

- Freilegung und Dokumentation des Geländes „Heilig-Geist-Kirche"
- Freilegung und Ausgrabung der erhaltenen unterirdischen Reste der ehemaligen Nicolaikirche
- Möllenvogtei, Sicherung der Bodenfunde.

Der Grundstein zur neuen Gestaltung des Dom-

Abb. 8 (rechts) Konservierung der bronzezeitlichen Feuerstelle

Abb. 9 Kloster Unser Lieben Frauen Rekonstruktion Modde 1911 (Überarbeitet durch U. Ernst)



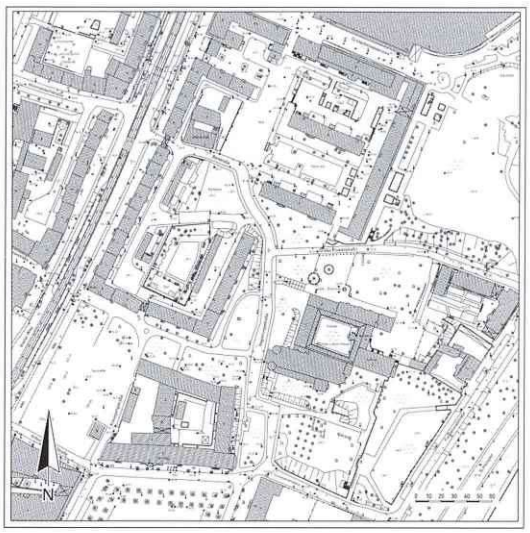
platzes (**Magdeburg in der Mitte Europas**) wurde 2001 in Vorbereitung zur 1200-Jahr-Feier vom Stadtplanungsamt gesetzt. Mit diesem Grundstein wurde gleichzeitig der erste Bauabschnitt „**Adaption der Kaiserpfalz auf dem Domplatz Magdeburg**“ mit Mitteln des Städtebaulichen Denkmalschutzes gebaut (Abb. 7). Für die absolut waagerechte Anlage aus rechteckigen Sandsteinquadern wurden acht große Linden in den Fürstenwallpark verpflanzt. Sie bilden den Grundstock für die **Ottonenallee**, die Namen sind im Gehweg eingelassen: Heinrich I., Otto I., Editha, Adelheid, Otto II., Theophanu, Otto III., Heinrich II.

Bei Leitungsarbeiten am Domplatz (veranlasst vom Stadtplanungsamt) öffnete unabsichtlich im Jahre 2001 ein Baggerfahrer eine **ottonische Gruft**, die dann von den Archäologen ausgegraben wurde und heute im Kulturhistorischen Museum steht. Das positive Ergebnis dieser Grabung war Anlass für eine gemeinsam finanzierte Forschungsgrabung zwischen Bund, Land, dem Landesamt für Archäologie und dem Stadtplanungsamt nördlich des Fundes. Es galt auch die Reste, die Stratigraphie und Anschnitte der von dem Praehistoriker Ernst Nickel 1968 ergrabenen Flä-chen zu finden, eventuell neu zu interpretieren und zu dokumentieren.

Neben Funden aus ottonischer Zeit wurden eine karolingische Kapelle, Reste eines gewaltigen Kirchenbaus und in über 3 m Tiefe bronzezeitliche Verteidigungsgräben und Feuerstellen gefunden. Mit Fördermitteln des Städtebaulichen Denkmalschutzes gelang es, Teile der Befunde mit **„Schaufenstern ins Erdinnere“** dauerhaft sichtbar zu machen und sogar Reste des gewaltigen Kirchenbaus wurden in der Originalsituation unter einem klappbaren Deckel erhalten (Abb. 8).

Ist die Integration der baulichen Funde bei den Gebäuden ein vermeintlich leichtes Unterfangen, so können die archäologischen Funde und die damit neu gewonnenen Funde sowie die damit neu gewonnenen Erkenntnisse nur schwer am Fundplatz dokumentiert werden. Bisher ist es nicht gelungen, die ottonischen Gräben projektiert in den heutigen Stadtgrundriss zu erhalten. Beim Bau der Tiefgarage des Hundertwasserhauses wird der Verlauf des ottonischen Grabens mit einer Metallschiene im Beton nachgezogen.

Deutliche Probleme bereiten grundsätzlich fertige Planungen - finanziert, genehmigt, die durch die Ausgrabungsbefunde in Frage gestellt oder überprüft werden müssen. Die Integration der Ausgrabungen, wie z. B. Möllenvogteigarten, Gouvernementsberg, Kloster Unser Lieben Frauen, in die moderne Stadtplanung ist oft nur schwer zu realisieren. Aber gerade das jüngste Beispiel am Kloster Unser Lieben Frauen mit der Absenkung des Westportals zeigt, dass das Gebäude, Keller, Straße und Plätze vor der Zerstörung 1631 noch vorhanden sind und dass die barocke Stadt nicht immer den mittelalterlichen Stadtgrundriss aufgenommen hat (Abb. 9). Anhand der foto- und kartografischen Dokumentation orientierte sich die Planung für das Klosterumfeld an dem Zustand **nach dem barocken Wiederaufbau 1631** und **vor der Zerstörung 1945** (Abb. 10, 11, 12). Die notwendigen



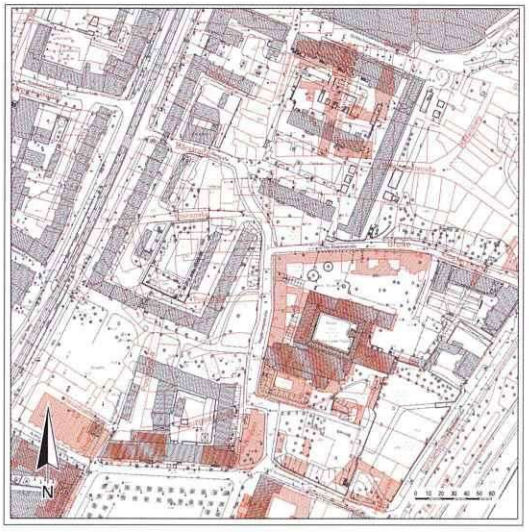


Abb. 10 (oben)
Katasterplan 2004

Abb. 11 (mitte)
Katasterplan vor der Zerstörung 1945

Abb. 12
Überlagerte Katasterpläne mit Zustand 1945/2004

archäologischen Ausgrabungen ergaben jedoch unter den barocken Fundamenten eine spätmittelalterliche Situation mit den entsprechenden baulichen Anlagen (ein kleiner Keller am Gouvernementsberg war seit 1631 verschlossen). Hiermit bestätigt sich der Rekonstruktionsversuch von Modde aus dem Jahr 1911[17]. Da das spätmittelalterliche Pflaster im Vorhof am Westportal noch erhalten ist, wurden die gesamten Ausbaupläne geändert. Sie folgen jetzt

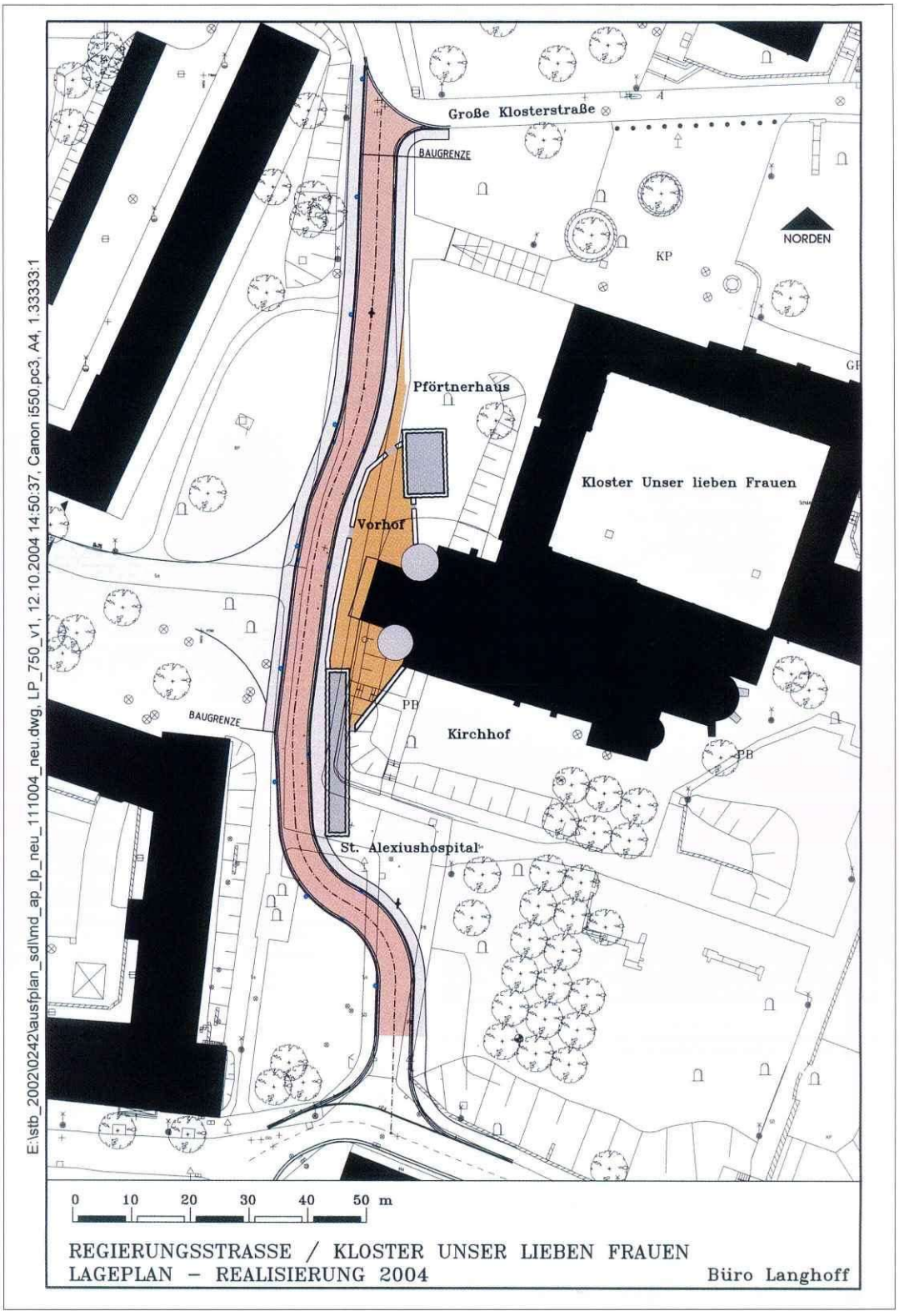


Abb. 13 Strassenneubau Regierungsstrasse und Grosse Klosterstrasse.

der spätmittelalterlichen Häuserzeile, respektieren das Westportal, das Pförtnerhaus und das Alexius-Hospital und legen die Straße am Westportal insgesamt um 1,10 m tiefer auf das spätmittelalterliche Pflasterniveau (Abb. 13).

Ich bin sicher, dass diese schwierige Entscheidung richtig war und dass die Magdeburger die Aufgaben der Zukunft auch mit der Archäologie lösen können. Das tausendjährige Gedächtnis der Steine betonen gerade die historische Kontinuität Magdeburgs und weisen den Weg in die Zukunft.

Ein Hut mit zwei Welten,
Stadtplanung und Archäologie

Anmerkungen:

[1] **Widekind von Corvey,** Die Sachsengeschichte. Zweites Buch, Abschnitt 20.
[2] s. ebenda, Abschnitt 5, 6, s. auch dazu Chronik **Thietmar von Merseburg**
[3] aus Vorrede **Seth-Henrico Calvisio, M.**, Das zerstörte und wieder aufgerichtete Magdeburg. Magdeburg 1727.
[4] s. **Dittmar, H.**, Die deutsche Geschichte. Heidelberg o. J., S. 60.
[5] **Raabe, W.**, Unseres Hergottes Kanzlei. Magdeburg 1889.
[6] Aus dem Lateinischen übersetzte Vorhersage zur Zerstörung Magdeburgs des Poeten Petrus Lotichius (gestorben 1560 in Heidelberg) aus: Calvisio 1727, S. 3.
[7] s. ausführlich **Keym, F.**, Tilly im Dreißigjährigen Kriege. Freiburg 1863, S. 88 ff.
[8] s. auch **Neubauer, E.**, Magdeburgs Zerstörung 1631. Magdeburg 1931.
Lahne, W., Magdeburgs Zerstörung in der zeitgenössischen Publizistik. Magdeburg 1931.
[9] aus **Calvisio** 1727, S. 21.
[10] aus **Calvisio** 1727, S. 23.
[11] **von le Fort, G.**, Die Magdeburgische Hochzeit. Leipzig 1938; Weber, F., von Falkenburg, D., Burg 1935; Lohmann, K., Die Zerstörung Magdeburgs von Otto von Guericke und andere Denkwürdigkeiten aus dem Dreißigjährigen Kriege. Berlin 1913.
[12] s. **Hoffmann, F. W.**, Geschichte der Stadt Magdeburg. Bd. I und II, Magdeburg 1847; Hartwig, R., Wille, M., Magdeburg im Feuersturm. Magdeburg 1985.
[13] Zitat aus: Ein Jahr Aufbauarbeit in Magdeburg. **Magistrat der Stadt Magdeburg**, Magdeburg 1946.
[14] s. **Magdeburg ruft auch Dich**. Magdeburg 1952, S. 10/11.
[15] s. auch die 16 Grundsätze zum Wiederaufbau der Städte in der DDR; **Günther, H. und Harksen, S.**, Peter Joseph Lenné. Berlin 1993, S. 194, 426.
[17] **Mai, B.**, Festungsanlagen Magdeburg. Magdeburg 1999.
[18] s. **Modde, M.**, Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg. Magdeburg 1911, Plananhang.

Bildquellennachweis:

Abb. 1, 3, 4, 7, 8, 12:	Stadtplanungsamt Magdeburg
Abb. 2, 5:	aus Calvisio 1727
Abb. 6, 9:	Stadtarchiv
Abb. 10, 11:	Vermessungsamt der Landeshauptstadt Magdeburg
Abb. 13:	Fa. Kürfke

Schaufenster der
ARCHÄOLOGIE

Autorenverzeichnis

Frank Besener
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Ingelore Buchholz
Sohlener Str. 140 a
39122 Magdeburg

Dr. Bettina Carruba
Alte Radrennbahn 14
45968 Gladbeck
bettinacarruba@t-online.de

Dr. Gösta Ditmar-Trauth
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Christoph Engel
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Dr. W. Barbara Gercke
Jahnstr. 9a
91710 Gunzenhausen

Dr. Christian Gildhoff
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Rolf Grune
Beethovenstrasse 15
06110 Halle/Saale

Dr. Monika Hellmund
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Sabine Henkelmann
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Frederike Hertel
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Ulf Ickerodt
Mirecourtstr. 1
53225 Bonn

Doris Köther
Gosslerstr. 29
37075 Marburg
doriskoether@yahoo.de

Dr. Günther Korbel
Landeshauptstadt Magdeburg
Stadtplanungsamt Magdeburg
An der Steinkuhle 6
39128 Magdeburg

Michael Krecher
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Rainer Kuhn
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Brigitta Kunz
Landeshauptstadt Magdeburg
Stadtplanungsamt Magdeburg
An der Steinkuhle 6
39128 Magdeburg
brigga-kunz@freenet.de

Dr. Babette Ludowici
Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V.
Luppenstr. 1b
04177 Leipzig

Andreas Möbes
Landesamt für Geologie und Bergwesen
Sachsen-Anhalt
Köthener Straße 34
06118 Halle
moebes@lagb.mw.lsa-net.de

Maurizio Paul
DUB Denkmalpflege und Bauforschung
Runneburg
99631 Weißensee/Thüringen

Dr. Eckhart W. Peters
Landeshauptstadt Magdeburg/Stadtplanungsamt
An der Steinkuhle 6
39128 Magdeburg

Andrea Pieper
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Mandy Poppe
Landeshauptstadt Magdeburg –Vermessungsamt
An der Steinkuhle 6
39128 Magdeburg

Dr. Heike Pöppelmann / Prof. Dr. Matthias Puhle
Kulturhistorisches Museum
Otto-von-Guericke-Straße 68-73
39104 Magdeburg

Dr. Ralf-Jürgen Prilloff
Kieferweg 3
39326 Farsleben

Karin Rathje
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Straße 9-10
06114 Halle/Saale

Sven Schulz
Winkelmannstr. 24
39108 Magdeburg
schulz@centum-aqua.de

Dipl.-Geol. Günter Schönberg
Landesamt für Geologie und Bergwesen
Sachsen-Anhalt
Köthener Straße 34
06118 Halle
schoenberg@lagb.mw.lsa-net.de

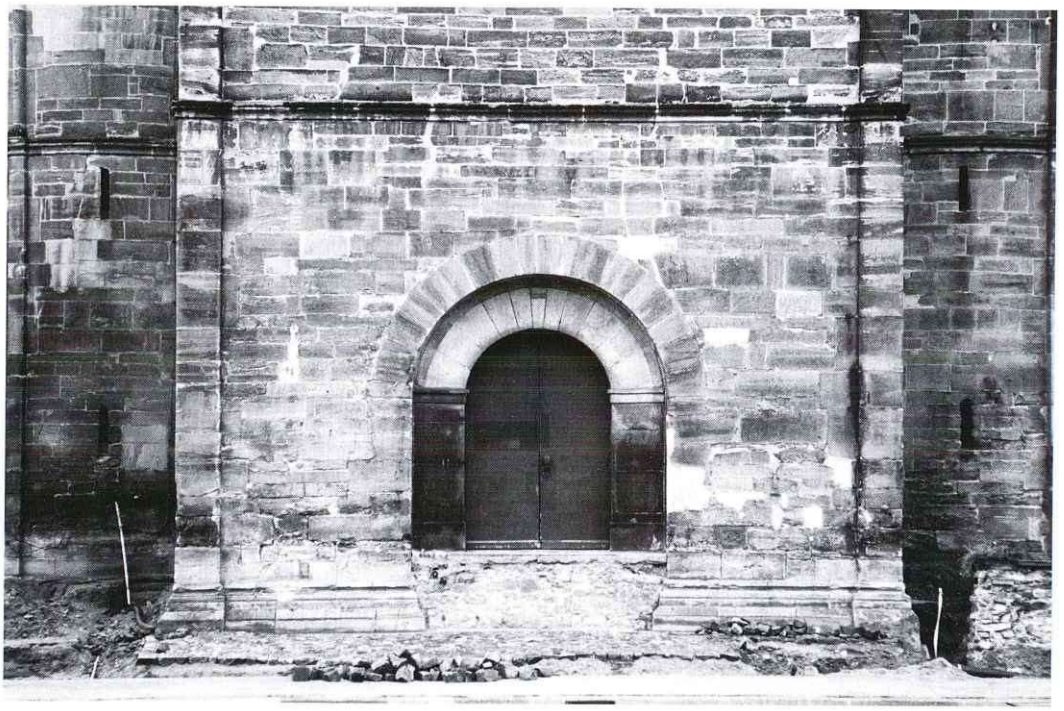
OA Dr. med. Rüdiger Schöning
Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
Institut für Rechtsmedizin
Leipzigerstr. 44
39120 Magdeburg

Hubertus Sommerfeld
Ludwig-Wucherer-Str. 72
06108 Halle

Heiner Schwarzberg
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Institut für Prähistorische Archäologie
Brandbergweg 23c
06120 Halle (Saale)
schwarzberg@praehist.uni-halle.de

Prof. Dr. Jürgen Udolph
Universität Leipzig
Institut für Slavistik
Beethovenstrasse 15
04107 Leipzig

Dr. phil. habil. Thomas Weber
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie
Richard-Wagner-Str. 9-10
06114 Halle/Saale



Kloster Unser Lieben Frauen, Westportal

12hundert05